AUSGABE 18 | 2014

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

DOSSIER
Langeweile und Ekstase

ARBEITSGRUPPEN-PROJEKT
Soziale Nachhaltigkeit in Leitbildern deutscher Hochschulen

JUNGE AKADEMIE AKTIV
Neue Mitglieder, Lachsymposium, Impulse für das deutsche Hochschulsystem

SCHLAGER, VIER-VIERTEL-TAKT (BPM=60), WAGNER, FELDMAN BEATS, PULSE, WAGNER, SKRIABIN/STRAWINSKY GRAU SAND-FARBEN ECSTASY ZEIT TOTSCHLAGEN RAUSCH TÖDLICH MUSIK WARTEN (AUF GODOT) TANZ ROUTINE BEWEGUNG WIEDERHO-LUNG ROT ORANGE GELB LEERE DRAUSSEN ÖDNIS ALLEINE? MIT ANDEREN? WÜSTE (IM KOPF) KURZ BEGRENZT? SEHNSUCHT NACH EKSTASE/VERÄNDERUNG KENNEN TIERE EKSTASE? UND KINDER? DAUER GUTES BUCH MUSSE INTERESSANTE MENSCHEN STAGNATION WISSENSCHAFTLICHE RÄTSEL STATIK BERGSPITZEN DRINNEN & DRAUSSEN KINDLICHES DENKEN IN JEDEM LEBENS-ALTER? BESTECHENDE LOGIK LANGE REDEN KONTROVERSE DISKUSSIONEN SINNLOSE SITZUNGEN GELUNGENE EXPERIMENTE IN DER KÜCHE WARTESCHLANGEN SCHREIBFIEBER 90% DER RATSCHLÄGE ERGEBNISSE, DIE DIE EIGENE HYPOTHESE STARK STÜTZEN BETTELN IN DER S-BAHN NEUE GUTE IDEEN, DIE ÜBERRASCHEND ENTSTEHEN STUDENTISCHE REFERATE PRIVAT: STRAHLENDE KINDER IMMER WIEDER ESSEN ZU MÜSSEN WENN DER MENSCH MEHR LEISTET, ALS ER EIGENTLICH KANN MOTOR VON IDEEN GROSSTATEN IN ENTRÜCKUNG PRODUKTIVITÄT VON ? REISEN ACEDIA – LANGEWEILE ALS GEFAHR FÜR DIE SEELE AUSSER SICH SEIN EXTREMSPORTARTEN: DIE SUCHE NACH GEFAHR UND „KICK“ AUS LANGEWEILE DROGEN, TRANCE, RITUAL „LANGWEILIGE POSTKARTEN“ – BUCH VON MARTIN PARR VON DER SCHÖNHEIT DER NATURGESETZE FOTOGRAFIE:

DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert und wird finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie den Ländern Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft.

INHALT

2 IMPRESSUM

3 EDITORIAL

Dossier
4 LANGEWEILE UND EKSTASE
6 DIE DEHNUNG DER ZEIT
12 DIE ÖKONOMIE DES VERGESSENS
16 WOODSTOCK-EFFEKT
18 *KURZWÎLE* UND *LANGE WEIL*
20 HERZALARM UND LANGEWEILE
24 ANGELKISS1030 HAT LANGEWEILE
26 EINE CHANCE FÜR DIE KREATIVITÄT

JA aktiv
29 PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN
30 NEUE MITGLIEDER
32 ALUMNI
34 DAS LEHRSTUHLSYSTEM ABSCHAFFEN? Historikerverband und Junge Akademie auf der Suche nach „Neuen Wegen im deutschen Hochschulsystem“
36 „DER TOD STELLT DIE STÄRKSTE FORM DER DIENSTUNFÄHIGKEIT DAR“ Kein Witz: Interdisziplinäres Symposium thematisierte das Lachen
38 EIN BISSCHEN HOLLYWOOD Ungewohntes Medium: Zwei Filme von Alumni der Jungen Akademie thematisieren – auf sehr unterschiedliche Weise – die Wissenschaft

Arbeitsgruppen
40 ZUKUNFTSORIENTIERTES HANDELN? Die Leitbilder deutscher Hochschulen weisen insgesamt auf einen Nachholbedarf in Sachen sozialer Nachhaltigkeit hin
42 „TO BOLDLY GO WHERE NO MAN HAS GONE BEFORE“ AG „Faszination“ auf interdisziplinärer Expedition in unbekannte Räume
44 EIN ORT DER BILDUNG? Universitäten im Wandel: Eine Tagung der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ beleuchtete Inhalt und Wert, Theorie und Praxis des universitären Bildungsbegriffs

Internationales
46 ARABISCH-DEUTSCHER THINKTANK Was genau ist und was macht die Arab-German Young Academy of Sciences and Humanities, kurz AGYA? Fragen an die Junge-Akademie-Alumna Verena Lepper, Präsidentin und Mitgründerin der AGYA
48 FORSCHER UND PRAKTIKER VEREINT Blick ins Ausland: In Schottlands Junger Akademie treffen Wissenschaftler auf Unternehmer, Fachkräfte und zivilgesellschaftliche Akteure

JA aktiv
50 TERMINE 2014/2015

Zu guter Letzt
52 WAS MACHT EIGENTLICH ... Katja Windt?

Ein langweiliges, ödes Bild. Aber langweiligen Bildern – und der Langeweile überhaupt – lassen sich auch interessante Aspekte abgewinnen, wie dieses Heft zeigt!

FOTO: WIEBKE GENZMER

IMPRESSUM

Herausgeberschaft
Die Junge Akademie (JA)
an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Redaktionsteam der JA
Evelyn Runge (verantwortlich)
Jennifer Girrbach-Noe
Katharina Heyden
Lisa Kaltenegger
Cornelis Menke
Jule Specht
Kai Wiegandt

Autoren der JA
Sibylle Baumbach
Daniel Chappell
Wolfgang Gaissmaier
Lena Henningsen
Stefanie Hiß
Gordon Kampe
Henrike Manuwald
Giesela Rühl

Weitere Autoren
Marlis Bärthel
Lesley Campbell
Ulrike Schiefelbein,
Praktikantin
Hanna Schulte
Sam Webb

Text und Koordination
Katharina Bröcker,
Projektmanagement
Vera Klocke,
studentische Hilfskraft
Ulrich Pontes,
freier Redakteur
Deidre Rath,
studentische Hilfskraft
Evelyn Runge,
JA-Mitglied
Manuel Tröster,
JA-Geschäftsstelle

Titelfoto
Evelyn Runge

Gestaltung
Wiebke Genzmer
Druck
Medialis Offsetdruck GmbH
Auflage
2.000 Exemplare
September 2014

© Die Junge Akademie

ISSN 1863-0367
www.diejungeakademie.de

EDITORIAL

Langeweile ist ein besonders intensiver Gefühlszustand. Das behauptet Zeitforscher Marc Wittmann im Gespräch mit Jule Specht, Psychologin und Mitglied der Jungen Akademie (JA). Wie viel Zeitempfinden, und damit das Empfinden von Langeweile oder Ekstase, mit Körperlichkeit zu tun hat, wird bei Specht und Wittmann sehr deutlich – sei es im Fußball, als Überlebensstrategie oder in unterschiedlichen Lebensphasen als Kind oder als alter Mensch.

Die Zeit und ihre Wahrnehmung ist das verbindende Element der Texte im Dossier dieses Junge Akademie Magazins (JAM) zu Ekstase und Langeweile. Was den JA-Mitgliedern zu diesen zwei Schlagworten einfällt, lesen Sie in den Wortwolken auf den Umschlaginnenseiten. Wie sich Langeweile und Kurzweil sprach- und kulturhistorisch entwickelt haben, zeigt Henrike Manuwald, Juniorprofessorin für Germanistische Mediävistik: Weile bezeichnet eine Zeitspanne, deren Dauer durch das Adjektiv näher bestimmt wird. Der Komponist und Musikwissenschaftler Gordon Kampe untersucht ein Internetvideo mit dem Titel „Musik aus Langeweile“, und das auf höchst amüsante und kurzweilige Weise. In unserem Porträt stellen wir Ihnen JA-Mitglied Daniel Chappell vor. Der Mediziner weiß aus seinem Klinikalltag: Dem Patienten geht es gut, wenn dem Anästhesisten langweilig ist. Julian Klein, Komponist, Theaterregisseur und JA-Alumnus, erklärt den Woodstock-Effekt – „Musik quasi als Droge, um sich in eine andere Realitätsebene zu begeben“ – und zeigt, dass Ekstase der Kunst abträglich sein kann: Ein Verlust an Konzentration und Kontrolle auf der Bühne kann sogar gefährlich werden. Wird Langeweile also unterschätzt und Ekstase überbewertet?

Im zweiten Teil des Heftes stellen wir Ihnen die laufenden Projekte unserer Arbeitsgruppen vor. Wir berichten über ein interdisziplinäres Symposium über das Lachen, die Suche nach unbekannten Räumen sowie über Ausflüge von JA-Alumni in die Welt des Films.

Langeweile? Kennen wir in der Jungen Akademie jedenfalls nicht.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen im Namen des Redaktionsteams
Evelyn Runge

„Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben ...“ – oder liegt in dieser vermeintlichen Unerfülltheit nicht sogar manche Chance?

LANGEWEILE UND EKSTASE

TEXT KATHARINA HEYDEN | FOTO EVELYN RUNGE

„Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich an der Langeweile.“ Fast 200 Jahre ist es her, dass Georg Büchner seinen vom Geld- und Zeitwohlstand verwöhnten Prinzen Leonce so reden lassen konnte. Heute scheinen die Zeiten umfassender Langeweile längst vorbei zu sein. Grund genug für uns, dieses Gefühl wieder einmal ins Rampenlicht zu rücken. In diesem Heft versuchen wir, dem Wesen und Wirken der Langeweile in Wissenschaft, Kunst und Alltag auf die Spur zu kommen.

Geplant war ein Dossier über Ekstase und Langeweile. Im Ergebnis hat sich die Langeweile breit gemacht und die Ekstase in den Hintergrund gedrängt. Kann man daraus schließen, dass Ekstase langweiliger ist als Langeweile? Jedenfalls zeigen die Beiträge, wie spannend Langeweile sein kann. Zeitempfinden, so ist unter anderem zu lesen, hängt von der Erfahrungsintensität ab: Viele Erfahrungen und Erkenntnisse lassen die Zeit im Rückblick als gut gefüllt und somit als lang erscheinen. In diesem Sinn wünschen wir eine lang-weilige Lektüre!

DIE DEHNUNG DER ZEIT

Wie sich Ekstase auf das Zeitempfinden auswirkt und was intensive Emotionen und Langeweile gemeinsam haben: Zwei Psychologen im Gespräch

INTERVIEW JULE SPECHT | DOKUMENTATION ULRICH PONTES

Es ist der Tag nach dem denkwürdigen Weltmeisterschaftshalbfinale Brasilien – Deutschland, das 1:7 endete. Das Treffen – es ist das erste von Jule Specht und Marc Wittmann – ist ein virtuelles, es findet per Telefonkonferenz statt. Marc Wittmann redet frei von der Leber weg; als Buchautor und einer von wenigen Experten des Themas Zeitwahrnehmung ist er ein gefragter Interviewpartner und Vortragsredner. Jule Specht, selbst Psychologin, beschränkt sich derweil weitgehend auf die Rolle der Fragenden.

Jule Specht: Haben Sie gestern Fußball gesehen?

Marc Wittmann: Ja sicher. Aber ich war nicht in Ekstase (*lacht*), ich war in Verwunderung, in ungläubigem Staunen.

Specht: Keine Ekstase – Sie sind also kein Fußballnarr?

Wittmann: Doch! Ich habe sogar selbst Fußball gespielt früher. Vielleicht ist es ja das fortgeschrittene Alter, dass man da zu etwas Gelassenheit findet … Aber ich glaube, auch in früheren Jahren wäre ich nicht in Ekstase geraten. Gestern war dieses ungläubige Staunen, als ob man etwas träumt. Mindestens seit 1976 – damals habe ich mein erstes internationales Turnier im Fernsehen verfolgt – hat es so etwas noch nie gegeben!

Specht: Kamen Ihnen die 90 Minuten denn wie 90 Minuten vor, oder verging die Zeit ungewöhnlich schnell oder langsam?

Wittmann: Das Spiel kam mir nicht besonders lang vor. Das passt zur Gelassenheit und zur eher geringen Spannung – da es nach einer halben Stunde schon 5:0 stand, kam man nicht in Versuchung, ständig auf die Zeit zu schielen, sei es in verzweifelter Hoffnung auf ein Tor, sei es voller Angst vor einem Gegentor. Damit entsprach das Spiel, jedenfalls so wie ich es wahrgenommen habe, dem klassischen Beispiel dafür, dass Zeit schnell dahingeht: Wenn man gut unterhalten wird, ohne extrem starke negative oder positive Emotionen – so wie in einem unterhaltsamen Gespräch –, dann vergeht die Zeit ganz rapide. Und zwar deswegen, weil wir dann überhaupt nicht auf sie achten.

Specht: Fans mit besonders starken Emotionen, egal ob Deutsche oder Brasilianer, könnten die 90 Minuten also als länger erlebt haben?

Wittmann: Genau: Wenn starke Emotionen im Spiel sind, dann verlangsamt sich der subjektive Zeitverlauf. Ich könnte mir allerdings vorstellen, dass der Effekt für die Brasilianer noch stärker war: In Studien jedenfalls funktioniert die subjektive Zeitdehnung zwar auch mit starken positiven Emotionen, aber das muss dann schon fast ins Rauschhafte, in die Ekstase gehen. Viel leichter passiert so eine Zeitdehnung durch starke negative Emotionen.

Specht: Es ist interessant, dass es positive Emotionen im Vergleich zu negativen schwerer haben, die Zeitwahrnehmung zu verlangsamen. Dabei wäre es aus hedonistischer Sicht doch gerade von Vorteil, Phasen überschwänglicher Euphorie besonders lang auszukosten. Aber wenn noch nicht einmal ein historischer Fußballsieg genügend Ekstase dafür aufbauen kann, dann wird es im Labor sicher umso schwerer, diese extremen positiven Emotionen zu provozieren.

DIE PERSÖNLICHKEITSFORSCHERIN

Die Psychologin Dr. Jule Specht ist Juniorprofessorin an der Freien Universität Berlin, Forschungsprofessorin am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung sowie seit diesem Jahr Mitglied der Jungen Akademie. Ihr Buch „Suche kochenden Betthasen. Was wir aus wissenschaftlichen Studien für die Liebe lernen können" erschien im April 2014.

DER ZEITEXPERTE

Der Psychologe Dr. Marc Wittmann forscht am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg und ist Privatdozent an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Zentrales Thema seiner Forschung, die ihn auch in die USA geführt hat, ist die Zeitwahrnehmung. 2012 erschien sein populärwissenschaftliches Buch „Gefühlte Zeit. Kleine Psychologie des Zeitempfindens".

Wittmann: Eine evolutionär-psychologische Antwort wäre, dass es beim Menschen zuerst ums Überleben geht. Das ist das Wichtigste. In Schrecksekunden bei Unfallsituationen wird die Funktion der subjektiven Zeitdehnung deutlich: Man hat mehr Zeit, adäquat zu reagieren. Zwar wünschen wir uns mehr Glücksgefühle, aber die würden uns nur von der Sorge des Alltags abhalten. Dauerberauscht vom Glück würden wir Gefahren nicht erkennen. Negative Emotionen sind deswegen häufiger stark und halten länger an als positive. Das ist das pessimistische Weltbild, das Schopenhauer so betonte.

Specht: Viel alltäglicher als solche extremen Emotionen und vermutlich restlos jedem Menschen vertraut ist freilich das Gefühl der Langeweile ...

Wittmann: Langeweile ist der Gegenpol zu dem oben erwähnten Zustand des Unterhaltenseins, in dem man die Zeit völlig vergisst: Wer sich langweilt, ist plötzlich sehr auf die Zeit fixiert. Ein Klassiker ist der Sonntagnachmittag, wo man keine rechte Lust auf nichts hat, obwohl man die Freiheit hätte, alles zu tun – aber irgendwie spürt man keinen rechten Impuls. Man sitzt dann so auf dem Sofa und weiß, man könnte Leute anrufen, man könnte spazierengehen, könnte dieses und jenes machen, aber hat keine richtige Lust. Dann ist man auf sich selbst zurückgeworfen. Man spürt sich und seine negativen Emotionen, diese Langeweile, besonders stark – und ebenso die Zeit, die ganz langsam vergeht. In der Hinsicht ist Langeweile also ein mit besonders intensiven Gefühlen gefüllter Zustand.

Specht: Welche Einflüsse – neben Emotionen – gibt es denn noch, die Unterschiede im Zeitempfinden erklären können?

Wittmann: Ich denke, dass das Zeitempfinden sehr grundlegend mit Körperwahrnehmung zu tun hat – und darauf deuten auch Ergebnisse aus meiner eigenen experimentellen Forschung hin. Denn wie kommt in der Jetztzeit, im Moment, unser Gefühl für den Zeitverlauf zustande? Zeit ist nicht zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen – und trotzdem nehme ich sie, manchmal zumindest, ganz unmittelbar wahr. Ich spüre sie! Und das ist meine Körperlichkeit. Gerade wenn ich auf mich selbst zurückgeworfen bin, mich selbst und meine Körperlichkeit mehr als normal wahrnehme – sei es bedingt durch starke Emotionen,

FOTOS: PRIVAT

„Je mehr ich erlebt habe, je mehr ich auch in Erinnerung rufen und wieder aktualisieren kann, desto länger kommt mir der Zeitraum vor"

sei es durch Langeweile –, vergeht die Zeit plötzlich langsamer. Allerdings muss ich dazu sagen, dass es keinen Konsens unter Zeitwahrnehmungsforschern gibt, wie wir eigentlich zu unserem Gefühl von Zeit kommen, sondern viele verschiedene, konkurrierende Modelle. Auch was die Neurobiologie angeht: Wenn man all die Hirnregionen nimmt, die von irgendeinem Forscher als maßgeblich für die Zeitwahrnehmung angesehen werden, kann man fast das gesamte Gehirn daraus zusammensetzen. Das zeigt, wie divers die Theorien sind.

Specht: Bis jetzt ging es ja immer um die Perspektive im Moment selbst. Wenn ich aber retrospektiv schaue, etwa jetzt über den gestrigen Abend nachdenke – spielen dann andere Aspekte in die Zeitwahrnehmung hinein?

Wittmann: Ja, das sieht man am sogenannten Zeitparadox: Nehmen Sie die Wartezeit an der Bushaltestelle oder beim Zahnarzt, wenn man keine Ablenkung hat – etwa weil der Smartphone-Akku leer ist oder man zu nervös ist, um sich abzulenken. Dann scheint die Zeit ganz langsam zu vergehen. Aber wenn ich später zurückblicke, ist ja überhaupt nichts passiert, und damit scheint die Zeit ganz schnell vergangen zu sein. Der Mechanismus ist also, dass es im Rückblick immer um Gedächtnisinhalte geht: Je mehr ich erlebt habe, je mehr ich auch in Erinnerung rufen und wieder aktualisieren kann, desto länger kommt mir der jeweilige Zeitraum vor.

Specht: Ach, das ist dann auch der Grund, dass im Flow, wenn man also ganz in einer anspruchsvollen Tätigkeit aufgeht und die Zeit schnell verfliegt, es hinterher doch lang erscheint, wenn man überlegt, wie viel man gemacht hat. Aber – wieso gibt es dieses Paradox?

Wittmann: Ich würde es einfach als zwei völlig verschiedene Perspektiven ansehen: Das eine ist das Präsenzbewusstsein, das Jetzt-Erleben. Ich kann jetzt einfach einen Moment nichts sagen ..... und diese Lücke, diese Pause, das ist das Erleben jetzt im Moment. Das kennt man etwa aus Situationen, in denen ein Gespräch nicht so recht in Gang kommt und die peinlichen Sekunden des Schweigens sich unendlich dehnen. Das ist etwas ganz anderes, als wenn ich zurückblicke, mich etwa frage, wie der Tag war – und wenn ich ganz viel erlebt habe, kommt mir der Tag lang vor. Wenn dagegen alles Routine war, erscheint er kurz. Deshalb vergeht die Zeit ja auch immer schneller, je älter wir werden.

Specht: Das ist ja interessant – warum ist das so?

Wittmann: Weil wir immer routinierter werden in unserem Leben, immer weniger Neuartiges erleben können. In der Kindheit, Jugend, auch noch im frühen Erwachsenenalter: Da passiert jeden Tag Neues. Und das wird natürlich verstärkt im Gedächtnis abgespeichert, weil es besonders ist und neu. Denselben Effekt haben wir im Urlaub: An einem neuen Urlaubsort ist alles neu und besonders, da kommen mir die Tage besonders lang vor. Aber je länger ich dort bin, je vertrauter alles wird, desto schneller vergeht die Zeit wieder. So ist es auch mit dem Leben.

Specht: In Ihrem Buch deuten Sie auch an, dass man sein Leben künstlich strecken kann.

„Wer sich langweilt, ist plötzlich sehr auf die Zeit fixiert, die dann sehr langsam vergeht"

Wittmann: Genau. Indem ich häufiger auf den Moment fokussiere, habe ich ein stärkeres Präsenzbewusstsein, spüre mehr und die Zeit vergeht im unmittelbaren Erleben langsamer. Weil ich dabei ja mehr erlebe und intensiver wahrnehme, bleibt aber auch mehr im Gedächtnis haften, und auch rückblickend ist die Zeit dann gestreckt.

Specht: Wie lässt sich das praktisch umsetzen?

Wittmann: Ich denke, viele Menschen – mich eingeschlossen – fahren häufig auf Autopilot: Wir spulen unseren Alltag ab, ohne uns dessen selbst so recht bewusst zu werden. Wir sollten lernen, dabei immer wieder mal aufzumerken, bewusst in uns reinzuhören: Was mache ich eigentlich gerade? Wer bin ich? Was ist im Moment so los? Also für eine Unterbrechung sorgen. Das ist glaube ich auch mit der Grund, warum so viele Menschen Yoga, Achtsamkeit oder andere Meditationstechniken praktizieren: Weil man lernt, wieder eine gewisse Kontrolle über die Zeit und sich zu finden.

Specht: Aber erscheint die Zeit retrospektiv nicht auch lang, wenn ich hektisch lebe und viel schaffe? Das heißt, das gilt natürlich nur, wenn ich auch wirklich bewusst wahrnehme, was ich alles schaffe.

Wittmann: Genau. Und Hektik treibt uns ja meistens eher dazu, Multitasking zu betreiben, mit ganz schnellen Aufmerksamkeitswechseln zwischen verschiedenen Dingen – und dann machen wir die Sachen doch wieder nicht richtig. Das ist ja auch ganz typisch, das kennt wohl jeder: Man hat ganz viel gemacht über den Tag hinweg – aber im Rückblick fragt man sich: Was habe ich eigentlich gemacht? Und man kommt auf keine gute Antwort, obwohl man tatsächlich viel gemacht hat. Aber durch diese Hektik, dass man nichts richtig und tief und intensiviert gemacht hat, es gar nicht so erlebt hat, ist nichts im Gedächtnis hängengeblieben. Und dann kommt einem die Zeit plötzlich vor, als sei sie ganz schnell vergangen.

Specht: Also könnte man sich vornehmen, sich jeden Tag kurz zu besinnen und zu überlegen: „Was hab' ich bis jetzt eigentlich gemacht?", um dem subjektiven Zeitgefühl zu vermitteln, was alles passiert ist.

Wittmann: Auf dem Fußweg, in der U-Bahn oder wo auch immer kann man versuchen, den Autopiloten zu vermeiden: Statt die Gedanken einfach wild und assoziativ kommen zu lassen, das strukturierter zu machen, bewusst wahrzunehmen, was um einen herum passiert, was mit einem selber los ist. Das kann auch gut gegen Burn-out helfen. Beim Burn-out geht es ja, wenn man so will, auch darum, dass man ständig auf Autopilot ist, aber in einem totalen Stress, in reaktiver Weise – eine ständige Überlastung, ohne dass man je zur Ruhe kommt. Und das über Monate oder Jahre hinweg. Erstrebenswert ist dagegen das, was ich Zeitfreiheit nenne – dass ich situationsabhängig sagen kann: Jetzt konzentriere ich mich aufs Hier und Jetzt, jetzt genieße ich den Moment und nehme ihn intensiv war. Oder aber: Oh, jetzt muss ich auf gewisse Verlockungen verzichten, mich auf den Hosenboden setzen und fleißig sein, auch wenn ich dafür nicht sofort belohnt werde.

FOTOS: EVELYN RUNGE

Specht: Sie schreiben gerade an einem zweiten populärwissenschaftlichen Buch. Worum geht es da?

Wittmann: Während mein erstes Buch sozusagen vom gewöhnlichen Zeitbewusstsein mit den zugehörigen Phänomenen handelt, will ich nun in die Grenzbereiche gehen: Zeit- und Selbstwahrnehmung in außergewöhnlichen Bewusstseinszuständen – das können Drogenzustände sein, mystische Erlebnisse, extreme Meditationszustände von Menschen, die das schon jahrelang betreiben, oder auch Erlebnisse von neurologischen und psychiatrischen Patienten. Beispielsweise sind bei bestimmten fokalen epileptischen Anfällen mit ekstatischen Auren das Selbst- und Zeitbewusstsein zunächst unglaublich gesteigert, bis es dann plötzlich in eine Ichlosigkeit und Zeitlosigkeit umkippt, fast wie ein mystisches Erleben – bis zur Bewusstlosigkeit.

Specht: Welche Auswirkungen hat denn Drogenkonsum auf die Körperwahrnehmung und damit aufs Zeitempfinden?

Wittmann: Das kommt ganz auf die Droge an: Alkohol zum Beispiel schafft es, dass die Zeit schneller vergeht. Das kann man sich so vorstellen, dass jenseits des ersten Glases Bier oder Wein Aufmerksamkeit und Arbeitsgedächtnis so langsam beeinträchtigt werden: Weil ich mich nicht mehr richtig fokussieren kann, kann ich Dinge auch nicht mehr richtig behalten, und rückblickend vergeht die Zeit ganz schnell. Deshalb trinken, glaube ich, auch viele Leute Alkohol. Ganz anders Haschisch – das ist ein gutes Beispiel dafür, dass die Körperwahrnehmung unwahrscheinlich gesteigert und pointiert ist. Hier ist es so, dass man die Zeitdauer eher überschätzt. Das gilt ebenso retrospektiv: Obwohl auch bekannt ist, dass die Einnahme Gedächtnisverluste erzeugt, ist die Wahrnehmung wohl so stark, dass genug Erlebtes ins Gedächtnis übergeht für eine verlängerte Wahrnehmung der Zeit.

Specht: Wobei man doch auch denken würde, Alkohol geht vielleicht eher mit aufregenden Albernheiten einher, als wenn man es sich mit einem Joint gemütlich macht.

Wittmann: Aber es geht ja ums individuelle innerliche Erleben! Gefühle und Gedanken in der sozialen Situation, alles das, was sich da entwickelt.

Specht: Das klingt nach einem Vorteil des Haschischkonsums.

Wittmann: Ach, für den gibt es ja einige Indikationen ... Aber das Problem ist natürlich, dass langfristiger Konsum negative Auswirkungen auf zentrale psychische Funktionen wie Aufmerksamkeit, Arbeitsgedächtnis und andere haben kann. Das zeigen Langzeitstudien.

Specht: Zeitwahrnehmung ist ja ein Thema, das uns alle betrifft, wo jeder Erfahrungen hat. Haben Sie denn das Gefühl, dass umgekehrt Ihre Forschung sich auf Ihr persönliches Leben auswirkt? Leben Sie zum Beispiel häufiger im Moment als andere?

Wittmann: Mich mit anderen zu vergleichen finde ich schwierig, aber meine eigenen Veränderungen kann ich natürlich wahrnehmen. Ich bin kein Meditationsmeister und werde bestimmt nie einer werden, aber ich probiere gern alles aus. Und was ich tatsächlich öfters mache, ist, mich für eine Viertelstunde hinzusetzen und bewusst nichts zu tun. Um die Zeit zu spüren, um zu versuchen zu versinken – nicht in dem Sinne, dass einen die Gedanken überrollen, sondern dass man ein Präsenzbewusstsein erreicht. Und natürlich betreffen mich die existenziellen Dimensionen von Zeit persönlich und ich beschäftige mich mit ihnen, auch philosophisch, was dann wiederum in meine psychologische Arbeit einfließt.

FOTO: EVELYN RUNGE

„Alkohol schafft es, dass die Zeit schneller vergeht. Weil ich mich nicht mehr richtig fokussieren kann“

Ein Beitrag über Freude? Eine Anzeige für Urlaub auf dem Land? Oder Werbung für Tampons? Gute Stockfotos eignen sich für vielfältige Einsatzzwecke

FOTO: © FOTOMAXIMUM – FOTOLIA.COM

DIE ÖKONOMIE DES VERGESSENS

Sehen und vergessen: Nach diesem Prinzip funktioniert der globale Markt der Bilder. In diesem Fall passt etwas zusammen, was eigentlich nicht zusammengehört, nämlich Fotografie und Langeweile

TEXT EVELYN RUNGE

Mit langweiligen Fotografien lässt sich eine Menge Geld umsetzen. Es vergeht wohl kaum ein Tag, an dem wir sie nicht sehen, meist ohne sie bewusst wahrzunehmen. Beispiele? Eine weiße Tasse mit frischem Kaffee, der Schaum mit einem Herz/einer Spirale/einer Blattstruktur verziert, der Löffel liegt akkurat auf der Untertasse. Eine Frau in der Natur, bevorzugt im Querformat, sie breitet die Arme aus/springt im Gegenlicht hoch/verharrt in einer Yogaposition, das Gras ist gespickt mit Pusteblumen/Mohnblumen/anderen Blumen – oder, statt Gras und Blumen: blühender Raps. Ein Mann strahlt, blickt nach oben/in die Kamera/auf das Display und ist rundum zufrieden mit sich/der Welt/seinem Chef – vor allem aber mit seinem Smartphone.

Diese Fotos werden als Symbolbilder genutzt, online oder gedruckt, in Zeitungen, Magazinen und Werbebroschüren. Ihre Ästhetik ähnelt sich, sie sind auf das Motiv fokussiert, der Hintergrund licht und unscharf, das Produktdesign zeitlich nicht zuzuordnen, ebenso wenig die Mode. Die Fotos sind kontextoffen und abstrakt. Als sogenannte *stock photography* – also auf Vorrat produzierte Bilder, eingedeutscht Stockfotografie – werden sie über Agenturen verkauft, oft zu günstigen Preisen. Der Kunsthistoriker Wolfgang Ullrich bezeichnet Bilder dieser Art als Joker-Bilder: Sie sind universell einsetzbar und allkompatibel, für redaktionelle Zwecke ebenso verwendbar wie für Werbung oder Produktdesign – und bedienen damit den Markt der globalen Bilder perfekt.

Es sind Aufnahmen, die einer Ökonomie des Vergessens folgen: Je weniger der Rezipient sich die einzelne Aufnahme merken kann, desto öfter lässt sich das Bild – oder ein ähnliches – verkaufen. Die Joker-Bilder sind Ware und Währung zugleich auf einem visuell hungrigen Markt, der durch die Digitalisierung angetrieben wurde und vermutlich längst nicht seinen Höhepunkt erreicht hat.

Gegenpol zum Markt globaler Vorratsbilder

Anders verhält es sich mit Schlag- oder Schlüsselbildern. Sie stehen für eine Epoche oder gelten als Ikone eines historischen Ereignisses. Ein Beispiel: Eine Mutter, die rechte Hand an die Wange gelegt, blickt in die Ferne; zwei Kinder, das Gesicht von der Kamera abgewendet, lehnen an ihre Schulter, ein Baby liegt in ihrem Arm. Oder ein anderes: Ein nacktes Mädchen inmitten einer Gruppe von Kindern, sie laufen dem Fotografen entgegen, hinter sich eine lange Straße und Qualm am Horizont. Viele Menschen werden die entsprechenden Bilder vor ihrem inneren Auge sehen – es handelt sich um die „Migrant Mother“ von Dorothea Lange, 1936, die als Ikone der Großen Depression gilt (siehe übernächste Seite), sowie um Kim Phúc, das Mädchen, das vor einem Napalmangriff auf das Dorf Trang Bàng in Vietnam flieht und dabei 1972 von Nick Út aufgenommen wurde (hier zu sehen: http://www.loc.gov/pictures/item/2009632262/).

Dies sind Fotografien, die nicht vergessen sind oder vergessen werden – ebenso wenig der Name des Fotografen. Im Markt der globalen Vorratsbilder ist der Name des Fotografen dagegen unwichtig. Die technischen Möglichkeiten des Internets und der digitalen Fotografie haben den Beruf des Fotografen verändert, ebenso Berufsbild und -bezeichnung. In Deutschland darf sich

Fotograf nennen, wer eine entsprechende Berufsausbildung absolviert hat; Fotojournalist hingegen ist keine geschützte Berufsbezeichnung. Und diejenigen, die mit Stockfotografie ihr Geld verdienen, bezeichnen sich selbst als Fotoproduzenten. Die Grenzen zwischen Profi- und Laienfotografie verwischen.

Amerikanischer Traum mithilfe von Stockfotos

Die Geschäftsmodelle von Microstockagenturen wie iStockphoto, Photocase, Shutterstock oder Fotolia sind ähnlich: Sie stellen Vertriebsstrukturen für Fotografen zur Verfügung und arbeiten mit Laien zusammen. Einige dieser Agenturen haben mehrere Millionen Fotos im Angebot, Fotolia beispielsweise mehr als 14 Millionen. Die Fotografen werden, je nach ihren bisherigen Verkaufszahlen und der Exklusivität der Bilder, in unterschiedlicher Höhe am Umsatz beteiligt, den ihre Bilder generieren. Die Microstockagenturen geben auf ihren Webseiten umfangreiche Informationen darüber, welche Fotos für sie interessant sind, wie sie verschlagwortet werden sollen, in welcher Auflösung sie hochgeladen werden sollen und für welche Motive Einwilligungen der fotografierten Personen erforderlich sind.

Als prominentes Beispiel für die Überschneidungen aus dem Amateur- und dem Profibereich steht der Däne Yuri Arcurs, der sich selbst als einen der „top selling"-Fotografen des 21. Jahrhunderts bezeichnet. Er hatte während seines Psychologiestudiums angefangen, als Amateur für Fotoplattformen zu fotografieren. Das war 2006. 2009 verdiente er drei Millionen Dollar; neuere Zahlen gibt er nicht bekannt. Aus dem Ein-Personen-Geschäft ist heute eine eigene Agentur mit mehr als 100 Mitarbeitern rund um den Globus geworden. Arcurs – seit Sommer 2013 unter Exklusivvertrag bei Getty Images – bildet nun die Stockfotografen von morgen aus: Wie eine Castingshow war sein sogenanntes „Yuri Arcurs Photography Boot Camp 2012" angelegt. Von 1.500 Bewerbern wurden 120 eingeladen, 15 von ihnen durften schließlich bei Yuri Arcurs lernen.

Neben der Ökonomie des Vergessens herrscht auch im Bereich der Stockfotografie die allseits zu beobachtende Ökonomie der Aufmerksamkeit: Nach Georg Franck ist in der Gegenwart das Maß an Zuwendung durch andere bedroht – die Ressource Aufmerksamkeit steht nur in begrenztem Maße zur Verfügung, die Informationsfluten jedoch scheinen grenzenlos zu sein. Wer es ins Rampenlicht geschafft hat, bekommt Aufmerksamkeit. Yuri Arcurs ist unter den Stockfotografen bekannt; vielleicht ist er sogar der einzige, dessen Name so groß rausgekommen ist – zumal sich seine Karriere wie ein amerikanischer Traum lesen lässt.

„Geistiges Eigentum ist das Öl des 21. Jahrhunderts", hat Mark Getty bereits im Jahr 2000 prophezeit. Als Gründer von Getty Images, einer der größten Fotoagenturen der Welt, hat er früh verstanden, wie sehr die Digitalisierung den globalen Markt der Bilder verändern würde. Im März 2014 kündigte die Agentur an, 35 Millionen Bilder aus Bereichen wie News, Sport, Unterhaltung sowie historischen Archiven für die nichtkommerzielle Online-Nutzung kostenlos zur Verfügung zu stellen. Im Tausch dafür erhält die Agentur die Daten, wer wann welches Bild wie lange nutzt. Daten werden hier zu nichtmonetärer Währung; zugleich kommt der Name von Getty Images auf viele Webseiten.

Der Profit dieses Namedroppings könnte hoch sein. Denn auch weiterhin wächst der Bilderhunger nach stereotypen Aufnahmen, den die Joker-Bilder so perfekt bedienen.

Die Medienwissenschaftlerin und Journalistin Evelyn Runge, seit 2011 in der Jungen Akademie, forscht an der Universität Hildesheim.

FOTO: DOROTHEA LANGE, LC-DIG-FSA-8B29516

Sozusagen das Gegenteil eines Stockfotos: Die im Text erwähnte „Migrant Mother" von Dorothea Lange (1936), ein Schlüsselbild der Großen Depression

KURZWÎLE UND *LANGE WEIL*

Ist Langeweile das Gegenteil von Kurzweil? Eine sprach- und kulturhistorische Skizze

TEXT HENRIKE MANUWALD

Betrachtet man die Bildung der Wörter ‚Langeweile' und ‚Kurzweil', scheint zunächst alles ganz einfach: In beiden Wörtern steckt jeweils das Substantiv ‚Weile', das eine Zeitspanne bezeichnet, und ein Adjektiv, das deren Dauer näher bestimmt. Tatsächlich findet man in mittelhochdeutschen Texten Beispiele für einen entsprechenden Gebrauch von ‚lange Weile'. So heißt es in einem Minnelied Reinmars des Alten aus der Zeit gegen 1200: *ich hân lange wîle unsanfte mich gesent* (‚gesehnt'). Das verdeutlicht den Unterschied zum Wortgebrauch im Neuhochdeutschen, wo ‚Langeweile' nicht rein temporal zu verstehen ist. Vielmehr wird mit ‚Langeweile' eine subjektive, mit Unlust verbundene Einstellung zur Zeit bezeichnet, die sie einem als langsam vergehend erscheinen lässt. ‚Kurzweil' wiederum bezieht sich auf etwas, wodurch man die Zeit als angenehm verkürzt empfindet.

Langeweile und das Vertreiben der Zeit

Wenn man den Blick auf diese uneigentlichen Bedeutungen von ‚lange' und ‚kurze Weile' einengt, fällt zunächst auf, dass sie sich nicht parallel herausgebildet haben: *kurz(e)wîle* kann in nicht rein temporaler Verwendung bereits für die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts nachgewiesen werden, während *lange weil* beziehungsweise *langweil* (die Zusammen- oder Getrenntschreibung ist zunächst nicht entscheidend) in dem heute üblichen Sinn erst ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im oberdeutschen Raum vereinzelt zu finden ist und ab dem 16. Jahrhundert regelmäßig begegnet. Stimmt es also, dass ‚Langeweile' „in Nachbildung und als Gegensatz" von ‚Kurzweil' entstanden ist, wie in Friedrich Ludwig Karl Weigands „Deutschem Wörterbuch" zu lesen ist?

Das Laster der Trägheit (Acedia) in einer Darstellung des 15. Jahrhunderts (Hugo von Trimberg, „Der Renner", in der Bearbeitung des Johannes Vorster; UB Heidelberg cpg 471, fol. 52r, Detail)

Zumindest die These einer Gegensatzbildung ist zweifelhaft, da die wörtliche Bedeutung von ‚Kurzweil' um 1500 ganz in den Hintergrund getreten war und die übertragenen Bedeutungen von ‚lange' und ‚kurze Weile' nicht auf derselben Ebene liegen: *kurz(e)wîle* bezeichnet schon um 1200 alle Formen von Unterhaltung, mit denen die Zeit ‚vertrieben' werden kann: *mit maneger* [‚vielerlei'] *kurzewîle man nû die zît vertreip,* liest man im „Nibelungenlied". Zu denken ist in der höfischen Kultur des Mittelalters etwa an Kampfspiele, Tanz, Gesellschaftsspiele, aber auch ans Musizieren oder Erzählen von Geschichten. Letzteres wird gerade bei Reisen als Form der Unterhaltung genannt, die den Weg kürzer erscheinen lässt. Meist ist jedoch von *kurz(e)wîle* die Rede, wenn es um geselliges Beisammensein am Hof geht. Aus

Formulierungen wie *er kürzete ir die stunde* im „Tristan" Gottfrieds von Straßburg geht hervor, dass Zeit in diesen Situationen als etwas empfunden wird, das der Gestaltung bedarf, da sie den Anwesenden sonst lang werden könnte. Im „Nibelungenlied" heißt es an einer Stelle im Rahmen einer Turnierschilderung ausdrücklich: *sus vertriben si die wîle: diu dûhte* [‚dünkte'] *si niht lanc.* Wahrscheinlich ist das Substantiv ‚Langeweile' aus einer Verkürzung der syntaktischen Einheit die *(lange) weil/zeit vertreiben* hervorgegangen. ‚Kurzweil' erscheint in diesem Kontext dann als ein Mittel, um die Stimmung der Langeweile zu verhindern oder zu vertreiben.

Langeweile: Last oder Bereicherung

Das Lang-Werden der Zeit kann also schon vor der Entstehung der entsprechenden Bedeutung von ‚lange Weile' häufig mit dem Verdruss-Affekt gekoppelt sein, besonders deutlich in einer Strophe Konrads von Würzburg (1220/30–1287):

Sô wê mir tumber daz mich iemer langer tage verdriuzet,
und mîner jâre frist enwec sô rehte balde schiuzet,
daz ein bach niht fliuzet
sô drâte ûz velse noch ûz hage!

Weh mir Törichtem,
dass ich immer wegen (allzu) langer Tage Verdruss empfinde,
wo doch die mir zugemessenen Jahre
so ungeheuer schnell dahinschießen,
dass ein Bach nicht so schnell
aus dem Felsen oder aus dem Wald fließt!

Wenn in dieser Strophe die Paradoxie des Lang-Werdens der Tage bei doch begrenzter Lebenszeit herausgestellt wird, dann rückt das Konzept der Langeweile in die Nähe einer allgemeinen Lebensunlust, wie sie in der römischen Antike als *taedium vitae* und in der Moderne als existenzielle Langeweile beschrieben wird. Im Mittelalter finden sich Reflexionen über eine solche Unlust vor allem im Kontext des Lasters der Acedia. Im Spätmittelalter wurde die Interpretation von Acedia als Trägheit im Sinne von Faulheit dominant – so erklärt es sich auch, dass Acedia in der oben abgedruckten Illustration aus dem 15. Jahrhundert als Müßiggang aufgefasst ist. Ursprünglich umfasste Acedia aber grundsätzlicher eine Gleichgültigkeit, die ein auf Gott gerichtetes, also im Sinne des Christentums sinnerfülltes Leben verhinderte. Zu den Symptomen einer so verstandenen Acedia können auch die Rastlosigkeit und das Streben nach weltlichen Gütern zählen.

Terminologisch ist der historische Acedia-Diskurs nicht mit dem Wortfeld um ‚Langeweile' verbunden, aber er lässt Querverbindungen zwischen ‚Langeweile' und ‚Kurzweil' erkennbar werden, die nicht auf Gegenteiligkeit beruhen: Gemeinsam ist ‚Langeweile' im Sinne eines Überdrusses und ‚Kurzweil' im Sinne von Ablenkung durch Unterhaltung, dass jeweils die Ausrichtung auf das Wesentliche fehlt.

In der komplexen Bedeutungsgeschichte von ‚Langeweile' finden sich jedoch auch Beispiele dafür, dass gerade in der Langeweile eine Voraussetzung für die Konzentration auf das Wesentliche gesehen wird. So wettert Thomas Müntzer in seiner „Ausgedrückten Entblößung des falschen Glaubens" von 1524 gegen diejenigen, die also *ueppig die zeyt verkurtzweylen* und sich nicht genügend dem Glauben widmeten. Er kritisiert, *das sie die lang weyl nit gekost haben/durch welche gottes werck allein erfunden wirt.* Es wäre gewiss verfehlt, von diesem Konzept der inneren Sammlung, das in der Tradition der mittelalterlichen Mystik steht, eine direkte Linie zu positiven Konnotationen von ‚Langeweile' im heutigen Sprachgebrauch ziehen zu wollen. Trotzdem ist es bemerkenswert, dass heute gerade für Kinder immer häufiger ein Recht auf Langeweile eingefordert wird, die als notwendiges Durchgangsstadium für kreative Betätigungen begriffen wird. Wie bei Müntzer wird als Gegenkonzept ein ‚Verkurzweilen' der Zeit benannt, konkret das Hetzen von einem Unterhaltungstermin zum nächsten. In einem solchen Argumentationszusammenhang wird ‚Langeweile' dann doch wieder in Opposition zu ‚Kurzweil' gesetzt.

Zum Nach- und Weiterlesen:

- A. Bellebaum: Langeweile, Überdruss und Lebenssinn. Eine geistesgeschichtliche und kultursoziologische Untersuchung, Opladen 1990.
- L. Völker: Langeweile. Untersuchungen zur Vorgeschichte eines literarischen Motivs, München 1975.

Henrike Manuwald, seit 2012 Mitglied der Jungen Akademie, ist Juniorprofessorin für Germanistische Mediävistik an der Universität Freiburg.

An Musik kann man sich berauschen – damit tatsächlich Ekstase entsteht, kommt aber meistens etwas hinzu, etwa ein erotisches Moment

FOTO: EVELYN RUNGE

WOODSTOCK-EFFEKT

Häufig Thema, aber selten Mittel oder Ziel: Über die Rolle der Ekstase im künstlerischen Prozess – Betrachtungen von Julian Klein

PROTOKOLL ULRICH PONTES

Tatsächlich kann man wohl der Musik noch am ehesten zutrauen, Ekstase zu erzeugen. Natürlich ist es auch eine Definitionsfrage, aber versteht man Ekstase als rauschhaftes Außer-sich-Sein, dann ist das dieser Woodstock-Effekt: Musik quasi als Droge, um sich in eine andere Realitätsebene zu begeben. Vor allem ist das ein Phänomen der Popkultur, bei dem allerdings außermusikalische Dinge wesentlich mit hineinspielen: etwa das erotische Moment, einem Idol zuzujubeln. Für mich selbst als Künstler, auch als Komponist, ist es dagegen nur eine theoretische Möglichkeit, das Publikum in Ekstase oder andere intensive emotionale Zustände zu versetzen. Praktisch ist das äußerst schwierig, weil ‚das Publikum' nur in den seltensten Fällen als homogene Gruppe aufgefasst werden kann. Für meine persönliche künstlerische Arbeit kann ich außerdem sagen, dass ich nie primär auf einen Effekt beim Publikum ziele, sondern andersherum vorgehe: Ich versuche, Möglichkeitsräume für Erfahrungen zu konstruieren, in denen vielfältige Erlebensweisen stattfinden können, ohne dass ich diese vorhersagen oder gar kontrollieren kann oder will.

Auch im künstlerischen Prozess kommen ekstatische Zustände in der Regel nicht vor. Klar freut man sich, wenn etwas gelingt. Auch in Proben gibt es intensive Glücksmomente, die ab und zu sogar richtig euphorisch sein können. All das ist aber nie mit dem Kontrollverlust verbunden, der für mich zu echter Ekstase dazugehört. Ein solcher Konzentrations- und Kontrollverlust wäre im künstlerischen Prozess auch nicht ratsam. Vielmehr ist es in der Probenarbeit, ob im Theater oder in der Musik, oft eher ein Ziel, sich ‚leer' zu spielen. Das gehört zum Repertoire künstlerischer Strategien: dass man versucht, einen Zustand zu erreichen, in dem die Kräfte der Interessantheitswut, der Originalität oder des Gestaltungswillens heruntergefahren sind. Oder anders gesagt: einen Punkt, wo man alle Ideen verworfen und hinter sich gelassen hat. Wo alles, was einem so einfällt, mal gesagt, wo alles mal gespielt, alles mal ausprobiert worden ist. Wenn man an so einen Nullpunkt gelangt und diesem Moment nicht ausweicht, sondern bewusst die Langeweile erträgt, die er ausströmt, dann kann das sehr fruchtbar sein. Nach meiner Erfahrung entsteht dann oft etwas Tragfähiges, das seine besondere Qualität darin hat, eben nicht zu dem zu gehören, was einem zunächst einmal einfällt.

Als Thema für die Kunst ist Ekstase schon immer interessant gewesen und ist es noch. Nur: Selbst wenn ein Darsteller eine Figur in Ekstase spielen soll, muss er nicht selbst diesen Zustand betreten – im Gegenteil, das ist nur in seltenen Ausnahmefällen Wunsch und Ziel (siehe Literaturhinweis). Nehmen wir etwa Strawinskys Ballet „Le Sacre du Printemps", das eine Art Ekstase darstellt und auch bei der Uraufführung im Publikum eine ausgelöst hat – wenn auch eine teilweise negative, manche Leute waren außer sich vor Entsetzen: Für die Künstler auf der Bühne ist das Schwerstarbeit. Sie haben überhaupt keine Zeit, sich in Ekstase zu bringen, sondern müssen sich kontrollieren und etwa darauf achten, sich bei den komplizierten Choreografien nicht zu verletzen. Man kann also den Inhalt und die Arbeit, die für den Inhalt geleistet wird, nicht immer gleichsetzen. Im Gegenteil: Je leichter und intensiver etwas wirkt, desto mehr trockene Arbeit und Übung und Kontrolle stecken meistens dahinter.

Zum Weiterlesen: Julian Klein: Emotionstheater?, in: Forum modernes Theater 25/1 (2010), S. 77–91.

Der Komponist und Theaterregisseur Julian Klein leitet das von ihm gegründete Institut für künstlerische Forschung in Berlin. Er war von 2003 bis 2008 Mitglied der Jungen Akademie.

HERZALARM UND LANGEWEILE

Wenn der Piepser losgeht, heißt es rennen und Leben retten: Als Anästhesist hat Daniel Chappell einen für Forscher ungewöhnlichen Arbeitsalltag

TEXT ULRICH PONTES | FOTOS EROL GURIAN

Alltag von Daniel Chappell: Management zwischen Kaffeemaschine ...

„Hours of boredom, minutes of thrill, seconds of terror." Ohne lang nachzudenken, wirft Daniel Chappell dieses Zitat in den Raum, sobald das Gespräch auf das Thema Langeweile und Ekstase kommt: „Ich weiß gar nicht, von wem das ursprünglich stammt – aber es beschreibt den Beruf des Anästhesisten sehr gut." Stunden der Langeweile? „Wenn im OP einer mit übereinandergeschlagenen Beinen und verschränkten Händen neben dem Operationstisch sitzt: Das ist der Narkosearzt", erläutert Chappell. „Und dass er Däumchen dreht, ist durchaus positiv. Es bedeutet: Dem Patienten geht's gut." Dann könne es allerdings passieren, dass der Chirurg plötzlich ein „Oh!" oder „Mist!" von sich gebe. „Dann hat er beispielsweise in ein Gefäß reingeschnitten – und für den Anästhesisten ist die Langeweile vorbei."

„PD Dr. D. Chappell" steht auf dem weißen Kittel, den der junge Arzt über der OP-Kleidung trägt. Als habilitierter Facharzt und Privatdozent leitet der in Deutschland aufgewachsene Brite seit Anfang 2014 die Anästhesie in der 1. Universitätsfrauenklinik München, der „Maistraße", einem imposanten Altbau mit Gewölbedecken im Treppenhaus und kleinem Park im Innenhof. Vier Kreißsäle mit OP für Kaiserschnitte, vier Tische für sonstige gynäkologische Operationen, Einleitungs- und Aufwachraum für die Narkosen, dazu ein Personal-Aufenthaltsraum mit Sitzecke und PC-Arbeitsplatz, in dem seine Mannschaft von mindestens vier weiteren Narkoseärzten sowie Pflegern und Schwestern ein- und ausgeht und zwischendurch mal Kaffee trinkt: In diesem Radius bewegt sich Daniel Chappell an normalen Arbeitstagen. Management zwischen Kaffeemaschine und Vitaldatenmonitor. Ab 7.15 Uhr. In seinen Kitteltaschen stecken die dafür unverzichtbaren Utensilien: Schnurlostelefon, Funkpiepser, Kuli und ein A4-Zettel, auf dem die geplanten Eingriffe des Tages aufgeführt sind.

Mädchen für alles

Ein Pfleger, ebenfalls in OP-Uniform, nähert sich. „Brauchst du was?" – „Ganz kurz nur: Der OP-Saal drei ist jetzt bestellt, soll ich den Einser auch bestellen?" – „Ja", bescheidet Chappell knapp: „Den Einser macht die Lisa, die ist schon fertig." In seiner Funktion als Bereichsleiter organisiert er, wann welcher Eingriff

in welchem Operationssaal stattfindet. Er muss Sorge tragen, dass die Patientinnen rechtzeitig von den Stationen herbestellt werden, und im Zweifel kurzfristige Planänderungen beschließen, etwa weil ein vorbereitendes Medikament nicht rechtzeitig verabreicht wurde. „Keiner entscheidet irgendwas, denn dann müsste er ja seinen Kopf dafür hinhalten", erläutert Daniel Chappell seine Rolle: „Also muss ich alles entscheiden – ich bin sozusagen das Mädchen für alles." Dabei grinst der breitschultrige Arzt. Dass alle an ihm zerren und sich gegebenenfalls bei ihm beschweren, macht ihm keine allzu großen Probleme: „Man lernt, das an sich abprallen zu lassen. Sonst wirst du ja verrückt."

Das Telefon klingelt. „Chappell Anästhesie, hallo?" Am anderen Ende ist die Verwaltung, die die Inventarnummer des Druckers im Personalraum benötigt. Daniel Chappell bückt sich neben dem Schreibtisch, unter dem der Drucker steht, und diktiert. Ob es um die tägliche Abstimmung mit Schwestern, Anästhesisten, Gynäkologen oder die Ausbildung von Studenten und Hebammenschülerinnen geht, ob fehlende Abrechnungsunterlagen, angeblich zu teure Medikamentenbestellungen oder der Leasingvertrag für die semiprofessionelle Personal-Kaffeemaschine das Thema ist: Daniel Chappell ist für alles zuständig oder jedenfalls erster Ansprechpartner.

Hinzu kommen die ärztlichen Kernaufgaben: Im Namen des Chefarztes der Anästhesie obliegt ihm die Betreuung der Privatpatienten. Und natürlich können jederzeit ganz unvermittelt aufreibende bis schreckliche Momente hereinbrechen, die „seconds of terror": Etwa wenn der Piepser den durchdringenden Herzalarm von sich gibt, weil irgendwo im Haus jemand zusammengebrochen ist – dann heißt es rennen, reanimieren, möglicherweise Leben retten. Oder wenn einen Stock tiefer nicht nur bei einer Geburt plötzlich das Herz des Fetus schlapp macht und ein Notkaiserschnitt nötig wird, bei dem binnen fünf Minuten die Mutter im OP, anästhesiert, der Bauch aufgeschnitten und das Baby auf der Welt sein sollten. Sondern wenn dieser Notfall, wie kürzlich, bei zwei Geburten gleichzeitig auftritt – ein Horrorszenario. „Da kommst du nachher die Treppe hoch und bräuchtest direkt zwei Wochen Urlaub."

Büro? „Da komme ich fast nie hin."

Weil ständig etwas passieren könnte, muss Daniel Chappell auch ständig anwesend sein, es sei denn er organisiert einen Vertreter.

... und Vitaldatenmonitor – der Bereichsleiter ist für vieles zuständig

Mittagspause in der Kantine? Nicht vorgesehen. Zeiten in seinem Büro, das einen Stock höher am anderen Ende des Ganges liegt? „Da komme ich fast nie hin.“ Und Forschung? Kann nur nebenbei laufen. Etwa zehn Stunden pro Woche bringe er für die Forschung zusammen, schätzt Daniel Chappell – davon allerdings 80 Prozent in der Freizeit. Der Rest verteilt sich auf Wochenend- und Nachtdienste, wenn er als letzter Rückhalt in Sachen Anästhesie über alle Innenstadtkliniken wacht, was immer wieder Leerlaufzeiten mit sich bringt, in denen er etwa an Papers schreiben kann. Und auf ruhige Momente im Alltag – dann setzt Chappell sich an den PC im Personalaufenthaltsraum und arbeitet seine Mails ab, begutachtet wissenschaftliche Papers für Fachzeitschriften oder kommuniziert mit seinen Kollegen aus der Jungen Akademie.

Dort ist Daniel Chappell auf vielfältige Weise engagiert: Etwa in den AGs „Ethik in der Praxis“ und „Lehre“, als Finanzverantwortlicher im Präsidium oder auch als Begrüßungsredner für neue Mitglieder, wo er gern immer wieder messerscharfen Humor, bissige Seitenhiebe aufs Zeitgeschehen und seine mäßige Begeisterung für den FC Bayern einstreut. Selbst ist er bereits seit 2010 Mitglied – lange genug, um die Erfahrung zu machen, dass sein Leben sich nicht nur darin von dem anderer junger Wissenschaftler unterscheidet, dass bei ihm die Forschung stets neben dem Job laufen muss. Auch die Zeit, um auf Kongresse fahren zu können, muss er sich erkämpfen: Oft übernimmt er dazu einen 24-Stunden-Dienst. Denn dann hat er nach Dienstschluss um 7.30 morgens den restlichen Tag frei und kann sich – vorzugsweise nach einer Stippvisite bei Frau und Kind – auf den Weg zu seinem Vortrag machen. „Andere in der JA können ein einwöchiges Sommerseminar am Bodensee organisieren oder kurzfristig an einem zweitägigen Workshop teilnehmen. Um diese Freiheit und Flexibilität beneide ich sie total!“

Unterm Strich fühlt sich Daniel Chappell als forschender Arzt gegenüber anderen Fächern trotzdem nicht im Nachteil. „Weil ich glaube, dass wir etwas leichter an Forschungsgelder kommen.“ Immerhin gebe es in der Medizin ein klares Ziel: bessere Behandlung der Patienten. Forschung begann ihm denn auch in dem Moment richtig Spaß zu machen, als unübersehbar wurde, dass auch er einen Beitrag zum Patientennutzen leisten kann: „Mein einschneidendes Erlebnis war, als ich auf einen Kongress kam, jemand meine Arbeit vorstellte und meinte, das könnte

Utensilien, die ungute Assoziationen wecken? Nicht für Daniel Chappell

Erst Arzt, dann Forscher: Für Daniel Chappell zählt, Patienten zu helfen

doch ein vielversprechender Ansatz für die Patienten sein.“ Mit Verwunderung blickt Daniel Chappell daher etwa auf Geisteswissenschaftler: „Da gibt es die, die etwas erforschen, obwohl sie selber sagen: Mein Buch lesen vielleicht sechs Leute. Diese Leidenschaft und Hingabe bewundere ich sehr.“ Überhaupt sei der Austausch mit Leuten aus ganz anderen Disziplinen wie Geschichte, Wissenschaftsphilosophie oder Theaterwissenschaften seine wichtigste Erfahrung innerhalb der Jungen Akademie.

Forschen und forschen lassen

Daniel Chappell hat bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gut 300.000 Euro eingeworben. Damit kann er nicht nur seine Studien finanzieren und das Projekt vorantreiben, um das sich seine Forschungskarriere von Beginn an gedreht hat: Struktur und Funktionsweise von Gefäßwänden besser zu verstehen. Gerade bei schwer kranken Patienten auf der Intensivstation versagen diese oft darin, das Wasser im Blutkreislauf und aus dem Gewebe fernzuhalten. Sondern er kann nun auch forschen lassen: Für zwei Jahre hat er einen jüngeren Arzt eingestellt, der jetzt als Postdoc vollzeitlich an diesem Thema arbeiten kann – ähnlich wie er auch selbst ab 2006, noch bevor er Facharzt wurde, sich für zweieinhalb Jahre aus der Klinik ausklinkte, um sich ganz auf die Wissenschaft zu konzentrieren. Was zwar sein klinisches Fortkommen verzögerte, sich aber offenbar trotzdem gelohnt hat: 2010 gewann Daniel Chappell den Forschungspreis der Europäischen Gesellschaft für Anästhesiologie, 2012 bekam er für seine Habilitationsschrift den Karl-Thomas Preis der Deutschen Gesellschaft für Anästhesie und Intensivmedizin.

Trotzdem ist für den Wahl-Münchner klar: Er ist nicht Arzt geworden, um zu forschen, sondern um Menschen unmittelbar zu helfen. Auf die Arbeit in der Klinik möchte er deshalb, trotz „boredom“ und „terror“, nie verzichten – es gibt ja auch die aufregenden, aber schönen Minuten, den „thrill“. „Eine gute Regionalanästhesie für eine Hand-OP zu machen zum Beispiel“, also in filigraner Arbeit einzelne Nerven aufzuspüren und zu betäuben, sodass die OP bei vollem Bewusstsein des Patienten möglich wird, „das ist schön und macht Spaß!“ „Oder so eine PDA im Kreißsaal – also das Strahlen der werdenden Mutter zu sehen, wenn sie plötzlich schmerzfrei ist.“ Während Daniel Chappell mit leuchtenden Augen von den Bilderbuchmomenten des Anästhesistendaseins schwärmt, spielen seine Hände mit dem Piepser – der Herzalarm könnte jeden Moment losgehen.

ANGELKISS1030 HAT LANGEWEILE

Auch scheinbar Banales muss mitnichten langweilig sein: Kursorische Analyse eines spontan gegoogelten Musikstücks

TEXT GORDON KAMPE

In 0,43 Sekunden findet Google unter den Stichwörtern „Musik und Langeweile" knapp 716.000 Treffer. Der Suchalgorithmus hat hier ganze Arbeit geleistet, denn schon der erste Treffer kann schlicht als Volltreffer bezeichnet werden: Google verweist auf ein YouTube-Video mit dem Titel: „Musik aus Langeweile" des erratischen Users AngelKiss1030 (http://www.youtube.com/watch?v=di4r7pyqzFo). AngelKiss1030 hat, so schreibt sie oder er, aus Langeweile einen Song komponiert und wirbt dafür, das Erstlingswerk deshalb nicht allzu streng zu kommentieren: „Bitte nicht böse Urteilen dieses Lied mahte ich aus langeweile und war men erster anlauf überhaupt sowas zu machen :)".

Vielleicht ist diese an konkrete Poesie gemahnende Videounterschrift allerdings auch ein erster Hinweis, dass AngelKiss1030 ein hintersinniges Spiel mit dem Hörer (respektive Klicker) treibt? Der Song hat keinen eigentlichen Titel, vielmehr beschreibt der Titel bereits die Situation und die Stimmung des Autors, in denen der Song entstand. Oder beschreibt der angebliche Titel womöglich weniger den Gemütszustand, als dass er vielmehr Informationen über das verwendete Material preiszugeben versucht? Also nicht Musik aus *Langeweile*, sondern Musik *aus* Langeweile? Dem Moment des Erklingens ist die kritische Distanzierung am Erklingenden somit gleichermaßen eingeschrieben, sollte der Begriff der Langeweile für den Autor negativ konnotiert sein.

Konditionierender Titel, positive Irritationen

Noch bevor nur eine Sekunde der Musik verklungen ist, ist es folglich wegen des offensichtlichen Spiels mit Uneindeutigkeiten möglich, das „Werk" – und natürlich steht durch die vage Betitelung auch der Werkbegriff selbst erneut auf dem Prüfstand – als Beitrag der Auseinandersetzung mit postmodernen Strategien zu verorten. Der Rezipient wird durch den Titel konditioniert und doch wird die Erwartungshaltung recht schnell getäuscht, da das etwas über zwei Minuten dauernde Werk keinesfalls langweilig ist: Bereits innerhalb der ersten 30 Sekunden zeigt es einige Auffälligkeiten, die das Ohr positiv zu irritieren vermögen. Im Folgenden sollen einige paradigmatische Beispiele zur Verdeutlichung herangezogen werden: AngelKiss1030 ist ganz offensichtlich inspiriert vom Eurodance der frühen 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts: „Rhythm is a dancer" etwa – wer erinnert sich nicht an jenen Hit des Grauens aus dem Hause „Snap!" – scheint hier Pate gestanden zu haben. Zudem scheint AngelKiss1030 noch ein begleitendes Rave-Readymade aus mittlerer Love-Parade-Ära auf seine stilistische Tragfähigkeit in der Gegenwart überprüfen zu wollen.

Zuweilen ist in der Musik nicht nur das Abschaffen von Formeln, Regeln und Gesetzen interessant, sondern gerade auch das Sich-Abarbeiten an bestimmten ästhetischen Prämissen innerhalb eines bestimmten Form-, Material- beziehungsweise Klangkanons. Unter diesem Aspekt wagt AngelKiss1030 zum einen nicht nur eine verhältnismäßig auffällige Form: Refrain, Bridge, Intro oder Outro, all dies scheint am ‚falschen Ort' zu sein und kümmert sich wenig darum, wie ein handelsüblicher, ‚richtiger' Song aufgebaut sein sollte.

Bemerkenswert ist zum anderen auch die veränderte Vokalfilterstellung bei Sekunde 28: Dort tritt die Gesangsstimme ganz plötzlich in den Hintergrund des musikalischen Geschehens, wodurch die Textaussage „There's a fire burning" zunächst offensichtlich konterkariert zu werden scheint. Gerade auf den zweiten Blick wirkt diese Filtereinstellung jedoch überaus sinnfällig, geht es doch nicht allein um die Verständlichkeit des

Textes, sondern insbesondere um den nun immer raumgreifenderen Beat, der zweifellos jenes brennende Feuer darstellen soll.

Kapitalismuskritische Filtereinstellungsverrückung

Durch das kompositorisch recht einfache Mittel einer „Filtereinstellungsverrückung“ semantisiert AngelKiss1030 also einerseits den verwendeten Loop. Andererseits findet subkutan auch eine Desemantisierung statt, denn da der ausgewählte Loop aus einer Loop-Library zu entstammen scheint, wird die dort qua Titel prädefinierte Loop-Bezeichnung durch die Neusemantisierung gewissermaßen formatiert. Sollte der Loop zudem nicht aus einer im Internet frei erhältlichen Loop-Datenbank stammen (es gibt gewisse klangliche und stilistische Überschneidungen zum Loop „Melody130BPM“ der Datenbank www.free-loops.com), sondern aus einer kommerziellen Loopfabrik, so kann die semantische Formatierung womöglich auch als kapitalismuskritischer Akt gelesen werden: Massenware wird durch die Umformatierung des Loop-Namens individualisiert. Für den kritischen Impetus von AngelKiss1030 spricht zudem, dass es im Text gerade an dieser Stelle „There’s a fire burning“ heißt, was unter diesem Aspekt zweifellos auf Prometheus und somit auf das implizierte aufklärerische Moment der „Musik aus Langeweile“ deutet. Dass just hier auch das kinetische Moment der Musik zunimmt, nimmt schließlich nicht mehr wunder, da AngelKiss1030 einen Widerspruch zwischen der Bewegung des Geistes und der damit einhergehenden Bewegung des Körpers ganz offensichtlich nicht zulässt.

Schließlich sei auch darauf hingewiesen, dass sich das Spiel mit Uneindeutigkeiten auch in der harmonischen Disposition wiederfindet. Bemerkenswert ist aus dieser Perspektive die stilistisch eher unübliche chromatische Rückung in der Gesangsstimme in Sekunde 20: Die Grafik zeigt deutlich, dass der Bassverlauf zwar um C als harmonisches Zentrum disponiert ist. Allerdings findet sich die Terz des C-Dur-Dreiklangs erst in der mittleren Lage der Begleitung, wodurch das (in der Grafik rot unterlegte) überdeutlich markierte Portamento der Gesangsstimme vom e zum es akustisch besonders ins Gewicht fällt und so für kurze Zeit einen harmonisch unbestimmten Schwebezustand zwischen Dur und Moll nach sich zieht, der sich durch die zuvor nur kurz gestreiften Rahmentöne d und f beinahe zu einem horizontal aufgefächerten Kleincluster verdichtet.

Die hier lediglich kursorischen Ausführungen zur „Musik aus Langeweile“ haben versucht darzulegen, dass selbst eine Musik, die langweilig heißt oder womöglich gänzlich aus Langeweile besteht, längst nicht langweilig sein muss. Dies wird eindrucksvoll auch durch die Rezeption des mittlerweile fast 800-mal (Stand: August 2014) angeklickten Videos belegt. Während User DJVolumeVirus trotz der positiven Gesamtstimmung eine gewisse Skepsis nicht verbergen kann: „naja eben aus langewile aber ist gut mach weiter!!!!“, scheint User neoonymus überaus euphorisiert von AngelKiss1030: „Mach weiter das hört sich geil an!“

Der Musikwissenschaftler und Komponist Gordon Kampe, JA-Mitglied seit 2012, forscht an der Folkwang Universität der Künste in Essen.

Die Analyse mit dem Programm Melodyne *zeigt nicht nur die verwendeten Töne, sondern auch kleine Schwankungen der Tonhöhe innerhalb eines Tons*

EINE CHANCE FÜR DIE KREATIVITÄT

Warum sich Phasen bewusster Langeweile lohnen können: Die Psychologin Henrike Moll über Nichtstun, Ungeduld und den Fluch permanenter Stimulation

INTERVIEW DEIDRE RATH UND ULRICH PONTES

JAM: Unser Thema ist die Langeweile. Kennst du als Forscherin das eigentlich noch aus eigener Erfahrung?

Henrike Moll: Tatsächlich langweile ich mich kaum: Meine Arbeit interessiert mich sehr, und ich bin nicht an den Bürostuhl genagelt. Langeweile kommt nur auf, wenn ich zum Warten verdammt bin – zum Beispiel wenn ein Treffen ansteht, die Kollegin sich aber verspätet und die Wartezeit zu kurz ist, um etwas anderes Sinnvolles zu beginnen. Und ich bin vergleichsweise ungeduldig, weswegen ich als Fußgängerin rote Ampeln möglichst ignoriere und das Postamt oder Restaurant wieder verlasse, wenn ich eine längere Warteschlange sehe. Andererseits spielt Langeweile in meiner Forschung auch keine Rolle. Ich kann hier also nur als ‚informierter Laie' sprechen.

JAM: Gibt es verschiedene Arten von Langeweile?

Moll: Auf jeden Fall gibt es verschiedene Grade. Manche davon würde man jeder Eile oder Hetze vorziehen. So wird sogar von einer als leicht positiv erlebten Langeweile gesprochen, in der wir uns befinden, wenn wir nichts Bestimmtes tun und die Dinge leidenschaftslos und eher beobachtend an uns vorbeiziehen lassen. Am anderen Ende des Spektrums befindet sich die Langeweile, die uns rastlos und rasend machen kann. Ein Hang zu dieser Art Langeweile ist mehrfach mit Aggression, Risikobereitschaft und Substanzmissbrauch in Verbindung gebracht worden. Sogenannte apathische Langeweile, aus der man keinen Antrieb schöpft oder Ausweg kennt, weist einen Zusammenhang mit Depression, Übergewicht und Diabetes auf. Aber in den meisten Fällen, in denen wir nichts mit uns anzufangen wissen, geht es uns fast per Definition generell nicht so schlecht. Denn Langeweile setzt voraus, dass unsere Grundbedürfnisse befriedigt sind.

JAM: Hat Langeweile einen Nutzen?

Moll: Sie ist als Ausgangspunkt für Kreativität hilfreich: Wir können frei denken und kommen auf Ideen, die uns im Gewirr der Geschäftigkeit nicht in den Sinn kämen. Anders gesagt: Ein übermäßig durchstrukturiertes und durchgeplantes Leben – ohne Zeit, den Gedanken freien Lauf zu lassen – ist unbefriedigend. Es fehlt uns etwas. Man fühlt sich fremdgesteuert oder übersteuert.

JAM: Woran liegt es, dass sich manche Menschen schneller langweilen als andere?

Moll: Die herkömmliche Theorie besagt, dass sich vor allem diejenigen langweilen, die ein hohes Maß an äußerer Stimulation benötigen, um sich auf ein optimales Erregungsniveau zu bringen. Diese Menschen brauchen und suchen den ‚thrill', um sich wohlzufühlen – anderenfalls sind sie gelangweilt. Andere Menschen haben konstitutionell einen höheren Erregungszustand und sind daher auf deutlich weniger Stimulation angewiesen. Sie bevorzugen eine reizärmere Umgebung. Neurobiologisch wurde man dann auf den Transmitter Dopamin aufmerksam, der bei Zuständen freudiger Erregung ausgeschüttet wird. Es wurde postuliert, dass bei den Reizhungrigen das Basisniveau von Dopamin niedriger ist und sie sich deshalb in aufregende Situationen stürzen. Ein Problem besteht meiner Ansicht nach in der Quantifizierung von ‚Reiz' – je nach Auftretenshäufigkeit, unserer jeweiligen Aufmerksamkeit und unserem Interesse ist

FOTO: PRIVAT

DIE PSYCHOLOGIN

Henrike Moll, Jahrgang 1976, forscht und lehrt als Assistant Professor an der University of Southern California in Los Angeles im Bereich Entwicklungspsychologie. Ihr Interesse gilt der sozialen Kognition und speziell der Frage, wie Kinder lernen, dass Dinge und Situationen aus verschiedenen Perspektiven betrachtet und gedeutet werden können – ohne diese Fähigkeit gäbe es keine Empathie. Seit 2011 ist Henrike Moll Mitglied der Jungen Akademie.

dieselbe Sache mehr oder weniger reizend oder anstachelnd. Neueren Befunden zufolge sind es jedenfalls eher negative Temperaments- und Persönlichkeitsmerkmale, die mit einer Anfälligkeit für Langeweile korrelieren: schwache Impulskontrolle, wenig Durchhaltevermögen bei dem Verfolgen von Zielen, Hang zum Prokrastinieren, Tendenz zu Zwanghaftigkeit und Dogmatismus.

JAM: Auch Kindern wird immer seltener zugestanden, sich zu langweilen. Lieber setzt man sie vor den Fernseher oder drückt ihnen ein Smartphone in die Hand ...

Moll: Ja, das stimmt. Wir haben Angst, unsere Kinder zu langweilen und stimulieren sie also dauernd. Aber wie langweilig kann Fernsehen oder das Gedaddel von Videospielen sein! Beschäftigtsein und Langeweile sollten vielleicht nicht als Gegensätze verstanden werden. Und auch wenn viele der Beschäftigungen, in die wir Kinder verwickeln, Langeweile ersetzen mögen, so ist die Art der Beschäftigung doch nicht unbedingt zufriedenstellend oder angemessen. Die Dauer, die viele kleine Kinder vor dem Fernseher oder mit dem iPad verbringen, schockiert mich. Und gleichzeitig machen es die ambitionierten, gebildeten Eltern mit all ihren Beschäftigungstricks, schönen Spielsachen und Verabredungen nicht unbedingt viel besser.

JAM: Warum nicht?

Moll: Wie schon angedeutet, denke ich, dass die nicht durchgeplante Zeit, die Abwesenheit von arrangierten Spieltreffen – also Momente, in denen Langeweile entstehen könnte – wichtig sind. So lernt das Kind, eigenständig und eventuell mit anderen gemeinsam etwas zu unternehmen, selbstständig Rollenspiele zu erfinden, Situationen zu definieren und zu gestalten. Hier hat das Kind die Möglichkeit, sich als aktiv Handelnder zu erleben, der das Geschehen bestimmt. Das ist doch äußert wertvoll!

Worüber übrigens noch zu wenig nachgedacht und gar nicht geforscht wurde, sind die kognitiven Voraussetzungen der Langeweile: Ein Neugeborenes oder einjähriges Kind kann sich nicht langweilen, da ihm der zeitliche Horizont fehlt. Wer nur im

Gerade für Kinder kann Langeweile bedeutsam sein: als Ausgangspunkt, um selbst etwas auf die Beine zu stellen

Präsentischen lebt, langweilt sich nicht. Erst wenn erste sprachliche Fähigkeiten ausgeprägt sind und ein Sinn für bestimmte Zeitabschnitte entsteht – gekoppelt mit bestimmten Erwartungen, was in dieser Zeit geschehen sollte oder könnte –, kommt die Möglichkeit zur Langeweile auf.

JAM: Später, in der Pubertät etwa, kann Langweile nach neuesten Studien zu Aggression, Drogenmissbrauch, sogar Schulabbruch führen.

Moll: In westlichen Ländern ist die Jugend ein Moratorium, eine Warteschleife zwischen Kindheit und Erwachsensein. Was man darf, will man nicht mehr, und was man will, darf man noch nicht. Also vertrödelt man seine Zeit an der Bushaltestelle, den Glascontainern oder im Unterricht, der einen nicht interessiert. Und ja, es besteht ein Zusammenhang zwischen habitueller Langeweile und Drogenmissbrauch, Sucht, Bulimie, sogenanntem externalisierendem Verhalten wie Vandalismus und Aggression und so weiter. Das Problem dieses Alters ist, dass man kognitiv und imaginativ einen bestimmten Horizont entwickelt hat, der nicht dazu passt, dass man noch von seinen Erziehungsberechtigten abhängig ist: Man wird etwa noch herumgefahren wie ein Kind, dabei ist man gedanklich schon längst woanders. Die Dorfjugend ist besonders gefährdet, da sie öfter in der kulturellen Wüste festsitzt. Es ist daher wichtig, Jugendlichen kulturelle Möglichkeiten zu eröffnen und ihnen Selbstständigkeit zu gewähren.

JAM: In der Berufswelt ist als Gegenstück zum Burn-out in den letzten Jahren auch der Bore-out zum Thema geworden. Können Unterforderung und Langeweile stressen und krank machen?

Moll: Bore-out? Den Begriff höre ich ehrlich gesagt zum ersten Mal, auch wenn hier in den USA Wortneuschöpfungen für mehr oder weniger alltägliche Probleme an der Tagesordnung sind. Aber es scheint mir plausibel: Die ‚Beschäftigten' geben sich zwar als solche, im Einklang mit der Erwartungshaltung des Arbeitgebers, sind aber eben nicht immer sehr beschäftigt – und sicherlich sind viele Jobs nicht so interessant und abwechslungsreich, wie die Stellenanzeigen glauben machen wollen und die Beschäftigten gerne auch selbst glauben würden. Kapitalistische Arbeitsverhältnisse können also eine gewisse Entfremdung provozieren, und die bedeutet ganz sicher ungesunden Stress für die Betroffenen.

JAM: Last but not least: Was sind deine Tipps, wenn die Langeweile doch einmal unerträglich zu werden droht?

Moll: Ich finde es wichtig, dass man sich auch ohne die üblichen ‚Gadgets' und Werkzeuge zu beschäftigen weiß. Wenn ich mich im Wartezimmer beim Zahnarzt langweile oder ohne Buch zur Hand draußen auf jemanden warten muss, dann versuche ich systematisch Dinge im Kopf durchzugehen – momentan zum Beispiel persische Vokabeln, denn ich lerne gerade Farsi.

FOTO: © GIIDEON – FOTOLIA.COM

PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN

SVEN DIEDERICHS | NACHWUCHSFORSCHUNGSPREIS LEBERKREBS

Über 10.000 Euro Preisgeld kann sich Sven Diederichs freuen. Er erhält den Nachwuchsforschungspreis Leberkrebs, der von der Deutschen Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten gemeinsam mit Bayer HealthCare vergeben wird. Damit werden seine Leistungen in der Erforschung der molekularen Veränderungen des hepatozellulären Karzinoms insbesondere auf der Ebene der nicht-protein-codierenden RNAs ausgezeichnet.

TOBIAS ERB | LEITUNG MAX-PLANCK-FORSCHUNGSGRUPPE

Tobias Erb bekommt seine eigene Max-Planck-Forschungsgruppe: Er war mit seiner Bewerbung im themenoffenen, zentralen Ausschreibungsverfahren erfolgreich und darf deshalb sein Forschungsthema, die CO_2-Speicherung mithilfe gentechnisch maßgeschneiderter Bakterien, eigenständig verfolgen – gemäß seiner Wahl am Max-Planck-Institut für terrestrische Mikrobiologie in Marburg. Ab 2015 stehen ihm dafür fünf Jahre lang Personal- und Sachmittel zur Verfügung.

LISA KALTENEGGER | CHRISTIAN-DOPPLER-PREIS DER STADT SALZBURG

Lisa Kaltenegger hat im Juni den Christian-Doppler-Preis der Salzburger Landesregierung verliehen bekommen. Die künftig an der Cornell University in Ithaca, USA, tätige Astrophysikerin erhielt den mit 3.000 Euro dotierten Preis in der Kategorie „Anwendungen des Doppler-Prinzips, Technische Wissenschaften, Mathematik und Physik“. Der Christian-Doppler-Preis wird seit 1972 alle zwei Jahre für herausragende wissenschaftliche und technische Leistungen und Erfindungen vergeben.

GIESELA RÜHL | FÖRDERUNG DER FRITZ-THYSSEN-STIFTUNG UND CARUS-PREIS

Die Fritz-Thyssen-Stiftung fördert ein von Giesela Rühl koordiniertes internationales Forschungsprojekt mit insgesamt 180.000 Euro. Die Förderung, die sich über zwei Jahre erstreckt, hat die Veröffentlichung einer dreibändigen, englischsprachigen Enzyklopädie zum Internationalen Privatrecht zum Ziel, zu der 180 Autoren aus der ganzen Welt beitragen werden.

Zudem darf sich Giesela Rühl über ein Preisgeld in Höhe von 5.000 Euro freuen: In dieser Höhe ist der Carus-Preis dotiert, den die Stadt Schweinfurt alle zwei Jahre an die Preisträger der Carus-Medaille der Leopoldina verleiht. Diese hatte Giesela Rühl im September 2013 erhalten.

JADWIGA ZIOLKOWSKA | BEST RESEARCH PAPER AWARD DER UNIVERSITY OF TEXAS

Die Agrarökonomin Jadwiga Ziolkowska wird für ihren Beitrag „Evaluating Sustainability of Biofuels Feedstocks: A Multi-Objective Framework for Supporting Decision Making“ in der Fachzeitschrift „Biomass & Bioenergy“ ausgezeichnet: Die University of Texas at Austin hat ihr dafür einen mit 5.000 Dollar dotierten Preis für die beste Originalveröffentlichung verliehen.

NEUE MITGLIEDER

JENNIFER GIRRBACH-NOE

Wer denkt, dass Teilchenphysiker eher bescheidene, schüchterne und introvertierte Forscher sind, die tagelang in dunklen Räumen vor ihren Rechnern sitzen, macht die Rechnung ohne die am Lehrstuhl für Theoretische Elementarteilphysik der TU München arbeitende Jennifer Girrbach-Noe. Im Prinzip will sie nur eine simple Frage beantworten: „Was ist drin?“ – und sucht dabei nach nichts geringerem als der Weltformel. Dafür tanzt sie zwischen CERN, Urknall und dunkler Materie umher auf der Suche nach neuer Physik jenseits des Standardmodells. Auch in ihrer Freizeit tanzt sie, da allerdings ganz standardkonform: bei Turnieren der B-Klasse Standard. Wir freuen uns auf ein dynamisches, extrovertiertes und frisch vermähltes Mitglied!

DIANA GÖHRINGER

Durch die Parallelisierung in Raum und Zeit technische Hürden für Rechnerarchitekturen überwinden: Es klingt wie ein Auftrag an Mr. Spock, ist aber der Versuch, Diana Göhringers Forschung kurz und einfach zu beschreiben. Anwendungsspezifische Multi-Core-Architekturen, Field Programmable Gate Arrays oder dynamisch-partielle Rekonfiguration sind Arbeitsgebiete der Juniorprofessorin für Informations- und Elektrotechnik an der Universität Bochum. Kompliziertes kann man eben nicht vereinfachen. Kein Wunder, dass sie zum Ausgleich viel Freizeit ihrer Familie und ihren Haustieren widmet. Wir freuen uns auf die gemeinsame Überwindung interdisziplinärer Hürden, denn Raum und Zeit sind bei uns relativ und schon längst parallelisiert!

FLORIAN MEINEL

„Regeln sind schön, wenn sie für andere gelten, schwieriger, wenn sie für mich gelten“: nicht nur das Motto einiger ehemaliger Bundesligamanager, sondern auch Forschungsgrundlage von Florian Meinel. Der Jurist am Lehrstuhl für Öffentliches Recht der HU Berlin beschäftigt sich mit Staatsorganen, die sich Regeln und Kontrollsysteme geben und deren Einhaltung selbst überwachen. Auch wenn Bezüge zur Fifa nahelägen: Florian Meinel, obwohl gelernter Dilettant auf der linken Außenbahn, hat nach Marco Reus’ Ausfall vergeblich auf die Nachnominierung zur WM gewartet. Stattdessen hoffen nun wir als Junge Akademie auf einen Sturmlauf mit Doppelpässen, direkten Anspielen und traumhaften Flanken in die freien (Denk-)Räume.

KRISTINA MUSHOLT

Haben oder Nicht-Haben – das ist für sie nicht die Frage. Die Humanbiologin, Neurowissenschaftlerin und Philosophin beschäftigt sich mit der Philosophie des Geistes und der Neuro- und Kognitionswissenschaft. Nach Zeiten in Italien, England und den USA lehrt sie an der Universität Magdeburg. Und denkt nach: über die Fähigkeit, über sich selbst nachzudenken, das Selbstbewusstsein und dessen Wechselspiel mit der sozialen Kognition. In der Freizeit treibt sie sich gern in Neukölln und in der philosophischen Blogosphäre herum. Ihr Motto „Philosophie und Neurowissenschaften“ steht exemplarisch für den interdisziplinären Austausch, den wir erwarten können. Wir freuen uns auf spannende Reflexionen über uns und andere!

JULIA PONGRATZ

Seit 10.000 Jahren verändert der Mensch die Erdoberfläche – die Auswirkungen auf das Klima untersucht Julia Pongratz. Die studierte Geografin forscht seit ihrer Rückkehr aus Stanford am Max-Planck-Institut für Meteorologie in Hamburg. Mit ihrer Emmy-Noether-Forschungsgruppe versucht sie, die Forstwirtschaft in die Erdsystemmodellierung einzubeziehen. Erdsystemmodelle haben dabei für sie nicht nur den Vorteil, Wechselwirkungen zwischen Klima und Landnutzung abzubilden, sondern auch, dass sie ihre Forschung in angenehm temperierten, mückenfreien Räumen betreiben kann. Wie dies zu ihren wetterexponierten Freizeitbeschäftigungen Segeln, Bergsteigen und Surfen passt, wird sie uns hoffentlich in den nächsten Jahren verraten.

TEXT DANIEL CHAPPELL, GIESELA RÜHL

CARINA SCHMITT

Warum vergrößert soziale Sicherung mitunter die Kluft zwischen Arm und Reich? Warum profitiert mancherorts nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, anderswo aber alle? Diese Fragen treiben Carina Schmitt um. Nach Aufenthalten in Ecuador und in den USA forscht die studierte Politikwissenschaftlerin am Zentrum für Sozialpolitik der Universität Bremen. Hier untersucht sie, wann und warum Staaten soziale Sicherungssysteme einführen und wann und unter welchen Bedingungen diese funktionieren. Zwischendurch fährt sie mit dem Rennrad durch die Welt: von Seattle nach San Francisco, vom Atlantik über die Pyrenäen ans Mittelmeer, von Schwerin nach München. Wir freuen uns auf intensive sozialpolitische Diskussionen!

JULE SPECHT

Wie findet man den Traumpartner? Verhilft Speed-Dating zu schnellem Liebesglück? Wann ist der Moment, „Ich liebe dich“ zu sagen? Mit solchen Fragen beschäftigt sich Jule Specht – als Juniorprofessorin im Fach Psychologie an der FU Berlin sowie in ihrem populärwissenschaftlichen Buch „Suche kochenden Betthasen“. Kern ihrer Forschung ist die Entwicklung der Persönlichkeit im Erwachsenenalter. In der Freizeit genießt sie Kultur, bloggt oder macht Radlausflüge mit Picknickkorb und ihren beiden Kindern. Wir freuen uns auf viel Lebensfreude und Energie und auf psychologische Tipps, wie man dem Partner erklärt, dass man ihn liebt, auch wenn man am Wochenende schon wieder zur Jungen Akademie fährt.

CHRIS THOMALE

Die Heilige Dreifaltigkeit kennt man, die juristische eher weniger. Laut Chris Thomale sind das Deutsch, Soziologie und Mathematik. Also mit Rhetorik und Menschenkenntnissen Klienten und Gegner um den Finger wickeln und sich dann zurücklehnen, um sein Geld zu zählen? Von wegen. Der am Institut für Wirtschaftsrecht der Universität Freiburg sowie der Yale Law School in Amerika forschende Jurist vergleicht das Zivilrecht in seiner Komplexität mit einem Uhrwerk und versucht es kombinatorisch zu vereinfachen. Sprache ist wesentlich, ist doch das Recht immer auch angewandte Sprache. Wir freuen uns indes, Chris Thomale von der Dreifaltigkeit der Jungen Akademie zu überzeugen: Begeisterung, Neugier und Unabhängigkeit!

BERNADETT WEINZIERL

Der Traum vom Fliegen ist für Bernadett Weinzierl Wirklichkeit geworden, privat wie beruflich. Die studierte Meteorologin und promovierte Physikerin ist Juniorprofessorin für Experimentelle Aerosolphysik an der LMU München und Leiterin der Helmholtz-Nachwuchsgruppe AerCARE. Mit ihrem Team untersucht sie, wie sich etwa Ruß- oder Staubpartikel auf ihrem Weg durch die Atmosphäre verändern. Dies tut sie oft aus der Luft: Als ganz Europa 2010 wegen eines aschespuckenden Vulkans am Boden bleiben musste, hob sie mit einem Forschungsflugzeug ab und half, einen Überblick über die Ascheverteilung zu bekommen. Ob zu Lande, zu Wasser oder in der Luft: Wir hoffen, dass die passionierte Fliegerin auch uns hilft, den Überblick zu bewahren!

KAI WIEGANDT

Welche Menschenbilder entwirft die Literatur? Welche Beziehung unterhält sie zu den Debatten ihrer Zeit? Dafür interessiert sich Kai Wiegandt. Er hat in Berlin, Freiburg und Yale Anglistik, Germanistik und Philosophie studiert. Nun arbeitet er an der FU Berlin. Er erforscht die Rolle von Gerüchten in Shakespeares Dramen und die Versuche John Maxwell Coetzees, die Grenzen des Menschlichen auszuloten. Letzteres führte den bekennenden Geschichtenschreiber und Gastronomieunterstützer für ein Jahr nach Südafrika, was der Grund dafür sein könnte, dass er Berlin gern ans Meer verlegen würde – aber das ist vielleicht auch nur ein Gerücht. Wir freuen uns jedenfalls auf spannende Gespräche über Literatur, Philosophie und Politik!

ALUMNI

RAFAELA HILLERBRAND

lebt als Physikerin und Philosophin interdisziplinäre Ideale in einer Person und verknüpft die Fachgebiete in gesellschaftlich relevanter Weise. So fragt sie beispielsweise danach, was ethisches Verhalten im Umgang mit Technik und Wissenschaft bedeutet, speziell im Lichte von Ungewissheit. Für die Junge Akademie war sie Sprecherin des Vorstands und engagierte sich unter anderem in AGs zu Fragen der Ethik in der Praxis, zum Sinn und Zweck von Sozialwissenschaften sowie zu Kultur und Klima.

ALEXANDER KNOHL

3.700 Kommentare, 688 Teilnehmer, 462 Vorschläge für die Hochschule von morgen: Das war das Ergebnis des Ideenwettbewerbs „UniGestalten“, den Alexander an der Jungen Akademie geleitet hat. Sein Einsatz für künftige Generationen kommt nicht nur Studierenden fachübergreifend zugute – der Geoökologe war in vielen AGs aktiv, wie Klima & Kultur, Nachhaltigkeit und Wissenschaftspolitik. Wenn er nicht gerade mit seinen Studierenden in Göttingen im Wald an seinen Klimatürmen zu finden ist, arbeitet er mit dem Komponisten Gordon Kampe an einer Vertonung seiner Messwerte.

MAGDALENA NOWICKA

ist Soziologin und interessiert sich neben interdisziplinären auch für multiethnische Gesellschaften. Sie forscht zu Migration und Mobilität, zu Ungleichheit und Armut und hat sich mit diesen Themen auch vielfältig in die Junge Akademie eingebracht. Magda blickte jedoch immer weit über den Tellerrand ihres Fachs hinaus und hat sich auch für Wissenschaftspolitik, Faszination, frische Ideen bei der Gestaltung von Universitäten und im Präsidium der Jungen Akademie engagiert. Auch innerhalb ihres Fachs schwimmt sie mit ihrem eher qualitativen Forschungsansatz gegen den Strom und wird dies sicherlich weiterhin erfolgreich tun.

KLAUS OSCHEMA

„Klare Fragen, klare Antworten?“ So einfach ist weder die Wissenschaft noch das echte Leben. Klaus war unser Spezialist für Multiperspektivität: nach innen als Mitglied des Vorstands der Jungen Akademie und als Mitglied der Redaktion des Junge Akademie Magazins, nach außen im Rahmen des Projekts „Junge Akademie macht Schule“ und in interdisziplinären Seminaren mit Rebekka Voß und Moritz Schularick. In dem von ihm mitherausgegebenen „Kalender der Ambivalenzen“ vereinte er 52 interdisziplinäre Stimmen aus der Jungen Akademie. Auf Klaus’ Leidenschaft zur Diskussion und seinen unschlagbaren Wortwitz war immer Verlass – sie werden uns fehlen.

WOLF GERHARD SCHMIDT

Wolf hat in der Jungen Akademie Wort und Klang zu einem größeren Ganzen zusammengefügt. So hat er als Sprecher der AG „Klang(welten)“ neben vielen anderen Dingen eine vielbeachtete Tagung in Paris zum identitätsstiftenden Charakter von Klang, Ton und Musik aus kulturtheoretischer und sozialhistorischer Perspektive organisiert. Als streitbarer Bildungsidealist widmete er sich auch der berüchtigten Frage nach der Natur-Kultur-Grenze, die weit über die Wissenschaft hinaus unsere Vorstellungen gesellschaftlichen Zusammenlebens prägt.

TEXT WOLFGANG GAISSMAIER, EVELYN RUNGE

CARSTEN Q. SCHNEIDER

Welchen Nutzen haben Sozialwissenschaften, fragt die AG „Wieso SoWi?“. Carsten passte dort gut hinein: Als Politikwissenschaftler interessiert er sich für Regimewechsel, politische Ungleichheiten und Demokratisierung; als Direktor des Center for the Study of Imperfections in Democracies in Budapest durchkreuzte er akademische und geografische Grenzen. Wir von der Jungen Akademie haben in diesem Fall eine echte Grenzüberschreitung allerdings nicht geschafft: einen Arbeitsausflug zu seinem kleinen Weinberg am Balaton. Aber vielleicht ergibt sich das durch den Ausbau der Alumni-Arbeit der Jungen Akademie.

FLORIAN STEGER

mochte und möchte sich nicht vorstellen, wie eine wissenschaftliche Akademie existieren kann, ohne sich Fragen der Ethik zu stellen. Hier sieht er alle Disziplinen in der Verantwortung, einen Beitrag zu leisten. So hat er das Zepter in die Hand genommen und die AG „Ethik in der Praxis“ gegründet, zu der er alle eingeladen hat, ihre fachspezifische Sicht der Dinge im Rahmen von Tagungen und Publikationen beizutragen. Er selbst ist seinen ethischen Prinzipien stets treu geblieben und schreckt dabei auch vor unbequemen Positionen nicht zurück, die er aktiv und prominent in öffentliche Debatten einbringt.

FABIAN JOACHIM THEIS

Wenn es um die Bekämpfung von Krankheiten geht, ist Fabian der richtige Ansprechpartner: Der Mathematiker analysiert und modelliert biologische Systeme. Seine Forschungsergebnisse zu Zellen von Gebärmutterkarzinomen hat er im Junge Akademie Magazin visualisiert. Zusammen mit Sylvia Cremer wurde er für das interdisziplinäre Projekt „Antnet“ ausgezeichnet. Dabei ging es um das soziale Verhalten von Ameisen zur Immunisierung gegen Krankheiten. Im Projekt „Junge Akademie macht Schule“ engagierte sich Fabian auch, sodass das Interesse an interdisziplinärer Forschung gesichert ist.

STEFANIE WALTER

Stefanie Walters Themen sind die Globalisierung, die internationale Geld- und Finanzpolitik und überhaupt die Vergleichende Politische Ökonomie. Themen auf der Höhe der Zeit in dieser unsicheren, krisengeplagten Welt. Zürich – wo sie forscht und lehrt – ist hierfür ein perfekter Ort, weil dort die Mächtigen aus der Finanzwelt auf Exzellenz in der Wissenschaft treffen. In der Jungen Akademie hat sie ihre Kenntnisse vielfach eingebracht, zum Beispiel zu Wissenschaftspolitik oder auch zu wissenschaftlicher Politikberatung.

ROBERT WOLF

„Wer kriegt die Krise?“, lautete die Preisfrage der Jungen Akademie 2009. Robert war damals in der Jury. Er kriegt nie die Krise, davon konnten wir uns in den vergangenen fünf Jahren überzeugen. Robert ist immer gelassen, herzlich – und er behält immer den Überblick: Als Mitglied in sieben Arbeitsgruppen und zwei Projekten fand der Professor für Chemie an der Universität Regensburg trotzdem noch die Zeit, für zwei Jahre als Mitglied des Vorstands und verantwortlich für die Finanzen zu agieren.

DAS LEHRSTUHLSYSTEM ABSCHAFFEN?

Historikerverband und Junge Akademie auf der Suche nach „Neuen Wegen im deutschen Hochschulsystem“

TEXT ULRIKE SCHIEFELBEIN

Ein ungewöhnliches Bild: Größtenteils arrivierte Professoren diskutieren im Anschluss an den Vortrag eines promovierten wissenschaftlichen Mitarbeiters, wie man – getreu dem Vortragstitel „Das Lehrstuhlsystem abschaffen!“ – das deutsche Hochschulsystem auf den Kopf stellen könnte. Der Vortrag, der solch durchschlagende Wirkung entfaltet hat, stellte Vorschläge aus dem gleichnamigen Positionspapier der Jungen Akademie vor; gehalten hat ihn der Bielefelder Wissenschaftsphilosoph Cornelis Menke als Vertreter der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ der Jungen Akademie. Deren Forderungen in Kurzfassung: Das derzeit für die Personalausstattung von Lehrstühlen verwendete Geld solle man besser für eine deutlich höhere Zahl ‚einfacher‘ Professuren ausgeben; unter anderem könnte so der wissenschaftliche Nachwuchs früher sein eigenes Forschungsprofil entwickeln (siehe Infobox).

Stattgefunden hat die Diskussion im Juni in Berlin, im Rahmen einer Kooperation des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands und der Jungen Akademie. „Neue Wege im deutschen Hochschulsystem“ wollte die Tagung mit Vertretern aus Wissenschaft und Politik ausloten. Dabei rückten bekannte Schwachstellen des Systems in den Fokus: die prekäre Situation des Mittelbaus zwischen befristeten Stellen und Mobilitätszwang, die fehlende Familienfreundlichkeit von Hochschulen und der Einsatz quantitativer Verfahren bei der Bewertung von Forschungsleistungen.

Cornelis Menkes Vortrag bildete den Auftakt für das erste Panel „Das deutsche Hochschulsystem im internationalen Vergleich“. Die weitgehenden, aber kostenneutralen Vorschläge des Positionspapiers stießen dabei einhellig auf Lob und Zustimmung, was erstaunen mag angesichts von Diskussionspartnern, die selbst einen Lehrstuhl innehaben oder -hatten, also von dem System profitieren beziehungsweise profitiert haben, dessen Abschaffung das Positionspapier fordert.

Humboldtsche Lebenslüge?

Trotzdem lobte etwa der SPD-Bildungspolitiker Jürgen Zöllner, früher Lehrstuhlinhaber und Universitätspräsident in Mainz, das Positionspapier als „unheimlich gut“, weil es den Universitäten ermögliche, sich selbst zu reformieren. Zöllner forderte zudem, Fachhochschulen breiter aufzustellen und Universitäten allein für die Wissenschaft zu reservieren. Zum Verdruss des restlichen Podiums erklärte er das humboldtsche Ideal zur „unnötigen Belastung“ und „Lebenslüge“. Um diese aus der Welt zu schaffen, schlug er vor, einen eigenen Karriereweg für Lehrende inklusive leistungsbezogener Vergütung einzurichten. Etienne François, der Professuren in Frankreich wie in Deutschland bekleidet hat, lobte das gegenwärtige deutsche System, von dessen Freiheiten er sehr stark profitiert habe. Andererseits sei es im Vergleich zum französischen Hochschulsystem weiblichen und (ausländischen) Nachwuchskräften gegenüber verschlossener.

Im zweiten Panel „Familie und Hochschulberuf“ stellte die Aarhuser Professorin Rosa Magnusdottir familiengerechte Arbeitszeitmodelle aus Dänemark vor, die Historikerin Ricarda Vulpius hielt ein umstrittenes Plädoyer für den Ausbau von Teilzeitstellen und der Konstanzer Soziologe Thomas Hinz präsentierte seine Forschung zu dualen Karrieren, die den Wohnortwechsel familienverträglicher gestalten sollen. Schnell gerieten Strukturfragen hier zur Einstellungsdebatte. Hinz zufolge gehört zeitliche Hingabe zur wissenschaftlichen Arbeitsethik einfach dazu. Vulpius konterte, „wissenschaftliche Exzellenz“ bedeute nicht „unendliche zeitliche Verfügbarkeit“. Magnusdottir monierte wie

Podium gegen Publikum:
Die Evaluierung von Institutionen sorgte für Diskussionen

Zufriedene Mitveranstalter:
Cornelis Menke und JA-Geschäftsführerin Ruth Bendels

FOTOS: JA

Vulpius, dass die Präsenzkultur der Kinderlosen die Arbeitszeiten vorgebe, empfindet Teilzeitstellen angesichts der ausufernden Arbeitszeiten in der Forschung aber als illusorisch. Beim Panel „Wissenschaftliche Qualität – Probleme der Evaluierung von Institutionen“ kam es fast zu einer Frontenbildung zwischen Podium und Publikum. Während das Podium Forschungsratings geschlossen befürwortete und auf den hohen Differenzierungsgrad verwies, reagierte das Publikum abwehrend: Wer solle die aufwendigen Evaluierungen finanzieren und durchführen? Warum und für wen brauche man Rankings? Wie gehe man damit um, dass Ratings performativ als Norm auf die jeweiligen Institute zurückwirkten?

Am Ende der Tagung waren sich alle Teilnehmer immerhin einig, dass strukturelle Vielfalt und zugleich Planbarkeit vonnöten sind. Und dass es für die Diskussion von Alternativen zu prekären „Karriere“-Wegen im Hochschulsystem sinnvoll wäre, bei einer möglichen nächsten Tagung auch freiwillige wie unfreiwillige Aussteiger einzubeziehen.

POSITIONSPAPIER DER AG „WISSENSCHAFTSPOLITIK“

Der Diskussionsanstoß unter dem Titel „Nach der Exzellenzinitiative: Personalstruktur als Schlüssel zu leistungsfähigeren Universitäten“ ist im November 2013 erschienen und steht unter www.diejungeakademie.de/publikationen/stellungnahmen zum Download. Eine ausführliche Inhaltsangabe findet sich im Junge Akademie Magazin Nr. 17 ab Seite 26.

„DER TOD STELLT DIE STÄRKSTE FORM DER DIENSTUNFÄHIGKEIT DAR“

Kein Witz: Interdisziplinäres Symposium thematisierte das Lachen

TEXT DEIDRE RATH

Bunt und vielfältig waren die Lebensläufe der Teilnehmer

„Erzählen Sie doch mal einen Witz!“, wurde Gordon Kampe von der Frau von der Lokalpresse aufgefordert. In der Verengung dieses Satzes spiegelte sich ein verbreitetes Missverständnis: Unter dem Titel „Zum Brüllen! – Interdisziplinäres Symposium über das Lachen“ trafen sich Anfang Mai in Essen keineswegs – wie von der Pressedame vermutet – Wissenschaftler, um sich Witze zu erzählen. Vielmehr ging es darum, sich durchaus (auch) ernsthaft und wissenschaftlich mit den vielen Facetten des Lachens zu beschäftigen: Das Lachen in der Politik sollte Thema sein, aber auch das Lachen in Kunst und Kultur und im Alltag.

Organisiert wurde das Symposium von Junge-Akademie-Mitglied Gordon Kampe. Studierende und Kollegen an der Folkwang Universität der Künste in Essen konnte der Komponist und Musikwissenschaftler schnell dafür begeistern. Wie er erzählt, war ihm vor allem wichtig, Referenten einzuladen, die sich sonst mit dem Thema eher weniger beschäftigen. So kamen dann Wissenschaftler aus den Bereichen Kunst, Musik und Theater zusammen, aber auch Religions-, Rechts- und Neurowissenschaftler. Bunt und vielfältig waren aber nicht nur die wissenschaftlichen Lebensläufe: Bianca Stücker beispielsweise, Lehrbeauftragte für Musikwissenschaften an der Folkwang Universität, betätigt sich nebenbei nicht nur als Schriftstellerin, sondern auch als Gothic-Komponistin und Tattoo-Künstlerin.

Eine Stunde Lach-Yoga

Wie bei Veranstaltungen der Jungen Akademie üblich, wurden auch neue Formate ausprobiert. Als Beispiel mag die einstündige Sitzung Lach-Yoga dienen, die auf das Symposium einstimmte. Unter Anweisung eines Experten hüpften Publikum wie Referenten Lachlaute imitierend durch den Saal. Es war einmal eine

FOTOS: EVELYN RUNGE

andere Art, das Lachen körperlich nachzuempfinden – in den Gesichtern der Teilnehmer spiegelten sich Empfindungen von Amüsement bis Verlegenheit.

Wir lachen, wenn wir Spaß haben, wenn wir uns freuen: Ganz so einfach ist es dann oft doch nicht. Die negativen Konnotationen des Lachens wurden im Symposium ebenso thematisiert wie die positiven – unter anderem in Konrad Bachs Vortrag. Dem Theaterwissenschaftler von der Freien Universität in Berlin oblag es, das ausufernde Thema zunächst einmal zu systematisieren und zu kategorisieren. Um das Lachen in Kunst und Kultur ging es unter anderem im Referat von Sibylle Baumbach. Das Junge-Akademie-Mitglied befasste sich mit den theatralen Inszenierungen in Shakespeares „Globe“ und den tragikomischen Momenten im Theater, in denen beim Publikum Lachen und Weinen nah beieinander liegen.

Aus ganz anderer Perspektive blickte Katharina Towfigh auf die Thematik. In ihrem Vortrag über dichtende Richter und fehlgeleitete deutsche Gesetzesverordnungen zitierte die Rechtswissenschaftlerin trocken: „Der Tod stellt aus versorgungsrechtlicher Sicht die stärkste Form der Dienstunfähigkeit dar.“

Der erste Tag des Symposiums endete mit einem Konzert, bei dem Studierende der Folkwang Universität auftraten und ein elektroakustisches Werk des türkischen Komponisten Kerim Karaoğlu gespielt wurde: eine experimentelle Vertonung des Lachens namens „Grin“, die den Lachanfall einer türkischen Fernsehmoderatorin verschneidet. So entsteht eine beklemmend anmutende Klanglichkeit – ein abstrahiertes, merkwürdig fremd erscheinendes Resultat.

Kein Symposium des Witzeerzählens also, aber eine Veranstaltung, bei der die Wissenschaft neben fundierten Resultaten auch ihre humorvollen Seiten zeigte. Und die nicht nur bei den Referenten, sondern auch beim zahlreich erschienenen, breiteren Publikum großen Anklang fand. Organisator Gordon Kampe konstatierte indes, er könne nach der Tagung tatsächlich immer noch keine Witze erzählen.

Auch ohne Erzählwitze fand das Symposium Anklang beim Publikum

EIN BISSCHEN HOLLYWOOD

Ungewohntes Medium: Zwei Filme von Alumni der Jungen Akademie thematisieren – auf sehr unterschiedliche Weise – die Wissenschaft

TEXT VERA KLOCKE

Eine Nahaufnahme zeigt ein kleines altes Notizbuch: die Seiten schmutzig, die Ecken abgenutzt. Indische Zeichen und fremd wirkende Formeln wurden mit Tinte auf das bräunliche Papier geschrieben. Ein Daumen blättert die Seiten um, dann: Schnitt – ein junger Mann eilt auf einem nebligen Campus zwischen Grashügeln und Bäumen einer weiß leuchtenden Gestalt hinterher: „The Zahir".

Aus dem Arabischen übersetzt bedeutet Zahir „das Offenbarte". Der gleichnamige Kurzfilm von Olga Holtz handelt von der aufkeimenden Obsession eines jungen Psychologieprofessors, die durch das geheimnisvolle Notizbuch ausgelöst wird. Das tatsächliche Ausmaß von Besessenheit, der er sich im Rahmen seiner Forschung bis dahin nur theoretisch gewidmet hatte, offenbart sich ihm in dem Moment, als er sie am eigenen Leib erfährt. Dabei stemmt sich Olga Holtz vehement gegen die negative Konnotation von Besessenheit: Sie möchte diese, wie sie sagt, unbedingt positiv als „brennende Leidenschaft" verstanden wissen. Schließlich sei dieser Zustand nicht nur für die Kunst, sondern vor allem auch für die wissenschaftliche Forschung essenziell.

„The Zahir" ist eine von bisher zwei filmischen Arbeiten, die von Mitgliedern und mit finanzieller Unterstützung der Jungen Akademie produziert wurden. In diesem Fall trug die Akademie die Kosten der Postproduktion in Höhe von 6.000 Euro. Der zweite Film ist ein Video zur Quantenphysik von Philip Walther, das mit dreidimensionalen Animationen arbeitet, um Forschungsergebnisse zu veranschaulichen.

Für „The Zahir", an dem Olga Holtz während ihres Filmstudiums von 2012 bis 2013 gearbeitet hat, diente der Campus von Berkeley als Kulisse. Doch wenn sie jetzt, ein Jahr nach der Fertigstellung, über das gepflegte Gelände geht, ist es mehr als nur eine ehemalige Kulisse – Olga Holtz ist auch Professorin an dieser Universität. Ihr Forschungsgebiet: Numerische Analysis und die Komplexität von Algorithmen.

Fachkollegen haben wenig Verständnis

In der akademischen Welt eckt Olga Holtz mit ihrer filmischen Arbeit durchaus an: Die Kommentare von Kollegen reichten von „populärwissenschaftlich" bis zu der Anschuldigung, sie würde „der Mathematik fremdgehen" und nicht „seriös" wissenschaftlich arbeiten, erzählt sie. Dabei lacht sie ungläubig, weil ihr eine solche Sichtweise dermaßen fremd zu sein scheint. Im Film verarbeitet sie diese Aspekte der akademischen Welt, in der es oft nur um Karriere und Konkurrenz gehe. Wie in einer der ersten Szenen, in der der junge Wissenschaftler einen Kollegen aufsucht, um das Geheimnis des Notizbuchs zu ergründen. Der verschrobene Professor hilft ihm jedoch nicht weiter, sondern spottet über die wissenschaftliche Arbeit des Nachwuchswissenschaftlers und mischt sich in dessen Nachforschungen ein.

Für „The Zahir" wurde an vier Tagen jeweils zwölf Stunden lang gedreht. Seither wisse sie, erzählt Olga Holtz, dass es zwar unglaublich schwierig, vor allem aber auch „magisch" sei, einen Film zu machen. Für die Zukunft plane sie, ihre Leidenschaft für die Wissenschaft weiterhin „kreativ mit Leuten zu teilen". Ihr aktuelles Projekt, das sie abends verfolgt, nach der Mathematik, ist ein Langspielfilm, zu dem sie das Buch „Dunkle Materie" von Aner Shalev inspiriert hat.

Als Mathematikerin, die auch als Spielfilmregisseurin arbeitet, stellt Olga Holtz eine Ausnahme dar. Im Gegensatz dazu sind Visualisierungen in Form von Videos, wie Philip Walther eines

Seiten aus dem Notizbuch, mit dem in „The Zahir" alles anfängt

Mathematikerin und Filmemacherin Olga Holtz (re.) mit einem Darsteller

produziert hat, aus dem naturwissenschaftlichen Bereich nicht mehr wegzudenken. In diesem Fall zeigt es den experimentellen Aufbau eines optischen Quantencomputers. Das fünfminütige Video ist wichtiger Bestandteil der Vorträge, die Philip Walther hält. Der JA-Alumnus arbeitet als Professor am Institut für Quantenoptik und Quanteninformation der Universität Wien. Das Video entstand 2012, in Walthers letztem Jahr in der Jungen Akademie. Es zeigt, wie einzelne Lichtteilchen durch den Apparat propagieren und mithilfe von Wellenplatten und Überlagerungen mit anderen Lichtteilchen an Strahlteilern, im Video als Würfel dargestellt, prozessiert werden. Diese quantenphysikalischen Effekte ermöglichen es dem Forscher zufolge, bestimmte Berechnungen wesentlich effektiver als ein konventioneller Computer durchzuführen.

Der Anfang: Finger, Bleistift, eine Serviette

Den Trend zur Visualisierung von Forschungsergebnissen per Video sieht Philip Walther selbst ambivalent: Es herrsche diesbezüglich mittlerweile fast schon ein Zwang. Die technischen Möglichkeiten führten zudem dazu, dass immer mehr Aufwand getrieben werde: So werde vieles, was problemlos zweidimensional dargestellt werden könnte, dreidimensional umgesetzt, einfach weil es besser aussehe. Andererseits seien die Visualisierungen nicht nur für die Wissenschaftswelt relevant: „Sie sind auch eine große Chance, um zu zeigen, was wir im Labor erforschen, und um mit Interessierten ins Gespräch zu kommen." Dies sei gerade für die Quantenphysik relevant, die für Außenstehende oft wie Hokuspokus wirke, andererseits aber auf großes Interesse stoße.

Die Idee für das Video hat der Physiker gemeinsam mit Lauren Aleza Kaye entwickelt, einer Absolventin der Universität Harvard. Die ersten Skizzen entstanden in einer Kneipe auf einer Serviette. Mit Fingern, Bleistift und Papier erklärte Philip Walther seiner Mitstreiterin damals, wie die einzelnen Abläufe der Quantenphysik aussehen müssten. Kaye, die vor ihrem Studium bei Pixar in Hollywood ausgebildet wurde, wollte ihr Portfolio mit dem Video aufstocken – so gab es das Produkt für Philip Walther zum Selbstkostenpreis. Dass Lauren Aleza Kaye ebenfalls Physik und Mathe studiert hat und sich deshalb nicht nur mit der technischen Umsetzung, sondern auch mit der inhaltlichen Problematik auskannte, vereinfachte die Kooperation erheblich.

Die Arbeit an dem Video war für Philip Walther ein „Spagat zwischen ästhetischer Wirkung und richtig sein". Und er ist sich sicher, dass es nicht bei diesem einen Versuch bleiben wird: Neue Forschungsergebnisse harren bereits der Visualisierung. Ein Video zu produzieren, das gleichermaßen für Laien wie für Wissenschaftler interessant ist, empfindet Walther dabei nicht als inhaltliche Einschränkung, sondern als Herausforderung. Zumal in der Wissenschaft die Regel gelte: „Je größer der Durchbruch, desto weniger Worte brauchen wir."

Olga Holtz war von 2008 bis 2013 Mitglied der Jungen Akademie. Momentan arbeitet sie als Professorin für Mathematik an der Technischen Universität Berlin und an der University of California, Berkeley. Von 2012 bis 2013 hat sie zusätzlich Regie und Produktion am Berkeley Digital Film Institute studiert.

Philip Walther war von 2007 bis 2012 Mitglied der Jungen Akademie. Er ist Professor für Physik am Institut für Quantenoptik und Quanteninformation der Universität Wien. Seine Arbeitsgruppe widmet sich der Entwicklung von Quantencomputern.

FOTOS: SUJ RANDHAWA

ZUKUNFTSORIENTIERTES HANDELN?

Die Leitbilder deutscher Hochschulen weisen insgesamt auf einen Nachholbedarf in Sachen sozialer Nachhaltigkeit hin

TEXT STEFANIE HISS, MARLIS BÄRTHEL UND HANNA SCHULTE

Der Begriff Nachhaltigkeit ist in aller Munde und nicht selten wird in Reaktion auf Krisen- und Problemlagen ein nachhaltigeres Handeln gefordert. Mit dieser Forderung wird ein grundlegender Aspekt von Nachhaltigkeit angesprochen: die Langfristigkeit. Nachhaltiges Handeln ist auf Dauer angelegt, es bezieht zum Beispiel Folgen von Entscheidungen mit ein, die auch nachfolgende Generationen betreffen. Wenn man sich aus (sozial-) wissenschaftlicher Perspektive an Nachhaltigkeit annähert, trifft man oft auf eine Darstellung von Nachhaltigkeit als Modell mit drei Bestandteilen: Ökonomische, ökologische und soziale Nachhaltigkeit bilden die drei Dimensionen des Konzeptes, die gleichrangig in Handlungen und Entscheidungen einbezogen werden sollen.

Die AG „Nachhaltigkeit“ der Jungen Akademie befasst sich in unterschiedlicher Weise mit Nachhaltigkeit. Das Thema „Nachhaltigkeit und Hochschule“ bildet einen Schwerpunkt dieser Arbeit. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund aktueller Sparzwänge stellt sich die Frage, inwieweit Hochschulen sich mit Konzepten von Nachhaltigkeit auseinandersetzen und diese in ihre Arbeit integrieren. Für privatwirtschaftliche Unternehmen gehört es heute zum guten Ton, neben dem Geschäftsbericht einen Nachhaltigkeitsbericht zu verfassen oder sogar im Geschäftsbericht über die Nachhaltigkeitsleistung des Unternehmens zu informieren. Einige Hochschulen veröffentlichen ebenfalls einen Nachhaltigkeitsbericht, doch ist dies im öffentlichen Bereich längst nicht so verbreitet wie bei Unternehmen.

Jenseits einer offiziellen Nachhaltigkeitsberichterstattung bieten sich weitere Möglichkeiten an, Hochschulen unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit zu untersuchen. Im Rahmen der AG haben wir uns 44 Leitbilder deutscher Hochschulen (insbesondere von Technischen Universitäten und Volluniversitäten) in Hinblick auf die Darstellung von Aspekten sozialer Nachhaltigkeit angeschaut. Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit gerät oft in Vergessenheit oder wird vernachlässigt. Eine Ursache dafür liegt in der Schwierigkeit, soziale Nachhaltigkeit zu definieren und empirisch zu erfassen. In der Wissenschaft existieren verschiedene Vorschläge, soziale Nachhaltigkeit theoretisch zu fundieren und mithilfe von Indikatorensystemen zu „messen“. In unserer Analyse haben wir uns allein auf die Leitbilder konzentriert und sind den Fragen nachgegangen, welche Aspekte sozialer Nachhaltigkeit in den Leitbildern Erwähnung finden und in welcher Weise diese dargestellt werden.

Selbstverständnis und Organisationskultur

Leitbilder von Organisationen sind ein spannender Untersuchungsgegenstand, weil sie Auskunft über das organisationale Selbstverständnis sowie die angestrebte Organisationskultur geben, Grundprinzipien vermitteln sollen und Zielformulierungen enthalten, also einen konkreten Zukunftsbezug haben. Sie stellen damit einerseits eine Orientierung für die Organisationsmitglieder dar und können andererseits als Teil der Öffentlichkeitsarbeit fungieren. Leitbilder von Hochschulen unterscheiden sich in ihrem Entstehungsprozess. Nicht für alle Hochschulen ist nachvollziehbar, wer an der Konzeption des Leitbildes beteiligt war. Lediglich eine Universität betont, dass ihr Leitbild aus einem hochschulweiten Diskussionsprozess hervorgegangen ist. In unserer Analyse haben wir außerdem festgestellt, dass nicht alle Hochschulen ein Leitbild veröffentlichen.

In knapp der Hälfte der 44 analysierten Hochschulleitbilder wird Nachhaltigkeit als Begriff verwendet. Hochschulen konstatieren, ihr Handeln und ihr Ressourceneinsatz seien an der

Maxime nachhaltiger Entwicklung ausgerichtet. Strukturen oder Prozesse innerhalb der Organisation werden kaum als nachhaltig bezeichnet. Das zukunftsorientierte Handeln in Forschung und Lehre und die besondere Verantwortung der Wissenschaft für die Gesellschaft werden hingegen betont. Außerdem wird der Begriff Nachhaltigkeit im Kontext von Interdisziplinarität und Internationalität erwähnt. Daneben lassen sich weitere Passagen der Leitbilder als Aspekte speziell sozialer Nachhaltigkeit verstehen, auch wenn diese Verknüpfung nicht explizit hergestellt wird. Hier ein paar Beispiele:

Die Gestaltung von Erwerbsarbeit kann als Kerndimension sozialer Nachhaltigkeit in Arbeitsorganisationen gesehen werden. In einem Viertel der Leitbilder werden „gute Arbeitsbedingungen" wie zum Beispiel eine „inspirierende Umgebung" erwähnt. Jedes vierte Leitbild enthält einen Passus zur „Entfaltung individueller Persönlichkeit" oder zur Förderung von „Kreativität" und „Leistungsentfaltung" der Mitarbeitenden. Daneben werden Aspekte wie ein „kooperatives" und „wertschätzendes" Berufs- und auch Lebensumfeld sowie die „Motivation" und „Zufriedenheit" der Mitarbeitenden einbezogen. „Gesundheitsförderung" und „Weiterbildung" als konkretere Maßnahmen finden demgegenüber kaum Erwähnung. Die Bereitstellung von „Ausbildungsplätzen" wird in lediglich drei Leitbildern angesprochen.

In jedem vierten Leitbild wird die „Partizipation aller" Mitglieder der Hochschule an deren Ausgestaltung oder Zukunftsplanung betont. Die Leitbilder verweisen auf das Grundprinzip der „akademischen Selbstverwaltung", auf einen „partizipativen Führungsstil", „Autonomie" oder „effiziente Gremienarbeit". Wird dieser Aspekt erwähnt, so wird zumeist die aktive Teilhabe aller Statusgruppen durch die Hochschule als „erwünscht" oder „gefördert" bezeichnet.

Formulierungen meist vage

Häufiger werden „Gleichstellung", „Gleichberechtigung" oder „Diversität" als Leitlinien dargestellt. Das Verständnis und die Ausgestaltung dieser Konzepte variieren in den Dokumenten jedoch stark: Einige Hochschulen bezeichnen sich als vielfältig im Sinne einer weiten Definition und betonen die „Chancengleichheit" aller, unabhängig von zum Beispiel „sexueller Orientierung" oder „Alter". „Geschlecht" und „Nationalität" als Kategorien sozialer Benachteiligung werden in den Leitbildern insgesamt häufiger einbezogen als beispielsweise „Behinderung" und „soziale Herkunft". „Gleichstellung der Geschlechter" ist ein sehr oft genanntes Thema, die „Förderung von Frauen" in ihrer wissenschaftlichen Karriere ist hingegen nur in etwa einem Viertel der Leitbilder verankert. Ein „familienfreundliches Umfeld" sowie die „Vereinbarkeit" von Familie mit Studium oder Beruf werden in mehr als zwei Dritteln der Leitbilder als Zustand oder Ziel definiert – teilweise mit Verweis auf eine „Zertifizierung", aber selten unter Benennung konkreter Maßnahmen. Auch „Nachwuchsförderung" ist in den meisten Leitbildern als Kernaufgabe formuliert, die durch Maßnahmen oder Einrichtungen wie „Graduiertenschulen" gefördert wird.

Diese Beispiele zeigen, dass Hochschulen in ihren Leitbildern Aspekte sozialer Nachhaltigkeit darstellen. Die zumeist vagen und allgemeinen Formulierungen der Leitbilder greifen aktuelle Themen wie die Förderung von Frauen auf allen Karrierestufen nur selten auf. Die Ergebnisse zeigen insgesamt einen Nachholbedarf der Hochschulen bezüglich ihrer Beschäftigung mit Nachhaltigkeit. Zur kritischen Begleitung und Unterstützung der Auseinandersetzung der Hochschulen mit Nachhaltigkeit kann die weitere Erforschung kommunizierter Nachhaltigkeitsbestrebungen im Vergleich zu tatsächlichen Handlungen und Aktivitäten an Hochschulen beitragen.

Stefanie Hiß, Mitglied der Jungen Akademie seit 2011, ist Professorin für Soziologie an der Universität Jena. Die Mathematikerin Marlis Bärthel und die Soziologin Hanna Schulte sind Mitarbeiterinnen in ihrem Arbeitsbereich.

„TO BOLDLY GO WHERE NO MAN HAS GONE BEFORE“

AG „Faszination“ auf interdisziplinärer Expedition in unbekannte Räume

TEXT LENA HENNINGSEN, SIBYLLE BAUMBACH UND KATHARINA HEYDEN

Ein Ort, um neue Identitäten, neue Formen sozialen Miteinanders, ja sogar der romantischen Liebe auszuprobieren: Coffeeshop-Filialen wohnt in China die Faszination des unbekannten Raumes inne

FOTO: HIROTAKA NAKAJIMA/FLICKR, CC BY 2.0

Raumdiskurse haben in den Geisteswissenschaften seit dem *spatial turn* Konjunktur; was es aber mit unbekannten Räumen auf sich hat, ist noch nicht hinreichend erforscht. Dabei üben gerade die Unerschlossenheit und die Unbekanntheit, die einem Raum anhaften können, besonderen Reiz aus. Grund genug für die AG „Faszination“, sich auf eine Mission zu begeben: „To boldly go where no man has gone before“ lautete das Motto der zweitägigen interdisziplinären Tagung Ende Mai in Berlin.

Sucht man nach „unbekannten Räumen“, so wird man häufig im Weltraum „fündig“ und bewegt sich rasch im Kontext der Science-Fiction. Auf den zweiten Blick eröffnen sich jedoch weit mehr unbekannte Räume: Kulturräume, Denkräume, Konsumräume, literarische und künstlerische Räume – der Begriff ‚Raum‘ wurde im Kontext der Tagung ganz bewusst weit gefasst. Er umspannte sowohl geografische (Welt-)Räume als auch historische, soziale und mediale Räume sowie kognitive (Wissens-) Räume und Kunsträume. Begreift man Faszination als das Versprechen einer ästhetischen Grenzerfahrung, als eine Anziehungskraft, der ein bedrohlicher (und zuweilen zerstörerischer) Zauber innewohnt, so stellt sich die Frage, inwieweit angesichts der zunehmenden „Entzauberung der Welt“ (Max Weber) die Faszination des Unbekannten überhaupt noch bestehen kann.

Welche Faszination geht vom Unbekannten aus; wie lässt sie sich erhalten? Welche Rolle spielen unbekannte Räume für die Konstruktion von individuellen und sozialen Identitäten? Wie werden sie künstlerisch erkundet, überliefert oder gar konstruiert? Wie lassen sich unbekannte Räume erschließen, wie kann man sie füllen, bekannt und auch wieder unbekannt machen? Diese und weitere Fragen diskutierten Soziologen,

Theaterwissenschaftler, Anglisten, Ethnologen, Religionswissenschaftler, Sinologen, Historiker, Theologen und Vergleichende Literaturwissenschaftler. Ziel der Tagung war es, die Funktion und Mechanismen unbekannter Räume aus interdisziplinärer Perspektive zu ergründen. Hierbei ging es sowohl um Praktiken der Raumaneignung, -beobachtung und -beschreibung als auch um Prozesse der Konstruktion und Semantisierung von unbekannten Räumen.

Vom Theater übers Ghetto in die Wüste

Konkrete Themen waren die Erschließung unbekannter Räume im partizipativen Theater (Benjamin Wihstutz, FU Berlin), im Untermietertum der postsowjetischen Wohnkultur (Katja Grote, HU Berlin) oder im *slum tourism*: Andreas Pott aus Osnabrück untersuchte das „Ghetto" als Faszinosum nicht nur für Feldforscher, sondern auch für Armutstouristen. Für sie dient das Beschreiten unbekannter Räume der Selbstvergewisserung und Bestätigung ihres Lebensstils fernab der Armutsregionen. Der ambivalenten Faszination der Wüste und deren geschickter literarischer und ikonografischer Inszenierung ging Katharina Heyden, Mitglied der Jungen Akademie (JA) und in Bern tätig, anhand der „Vita Antonii" nach, eines spätantiken christlichen Bestsellers, der die Wüste als Rückzugsraum idealisiert.

Weiter ging es mit der Frage, wie unbekannte Räume gefüllt werden. Es zeigte sich, dass fremde und damit faszinierende Räume als Hülle dienen können für neue Identitäten, aber auch politische Festschreibungen. So visualisiert die mittelalterliche Kartografie unbekannte Räume, ordnet aber, wie das Heidelberger JA-Mitglied Klaus Oschema deutlich machte, geografische Informationen politischen oder religiösen Zielsetzungen unter. Die National Cathedral in Washington schafft Faszination durch die Sakralisierung der Nation, wie Jens Kugele aus Gießen zeigte. Und auch chinesischen Filialen globaler Coffeeshop-Ketten, so JA-Mitglied Lena Henningsen aus Freiburg, wohnt die Faszination des unbekannten Raumes inne: Hier können neue Identitäten, neue Formen sozialen Miteinanders, ja sogar der romantischen Liebe ausprobiert und gelebt werden.

Fiktive Kompositionen, subjektive Kartografie

Nach einem Ausflug auf das wissenschaftlich weitgehend unerschlossene Terrain des protestantischen Raumverständnisses unter Führung von Matthias Wüthrich, Basel, konzentrierte sich das Programm am zweiten Tag auf das Unbekanntmachen von Räumen. Wie wirken sich Verfremdungseffekte auf die Wahrnehmung und Nutzung von Räumen aus? Wie wird dadurch Bekanntes neu gemacht? Das Essener JA-Mitglied Gordon Kampe stellte eigene kompositorische Arbeiten vor, die Räume aufgreifen und verfremden – etwa indem sie Müllcontainer zu Musikinstrumenten umfunktionieren, Straßenbahnen in schienenlose reale Räume hineinkomponieren oder ein Dorf akustisch um einen Flughafen ergänzen. Im letzten Beispiel waren sogar Lokalpolitiker an der Aufführung und somit an der Verfremdung beteiligt. Die Kölnerin Sonja Frenzel wandte sich danach der britischen Metropole London zu: Per subjektiver Kartografie wird das Bekannte der Metropole in der Bewegung des Einzelnen zum Unbekannten, zum Situativen; in zeitgenössischen Stadtgedichten wird es in der lyrischen Repräsentation unmittelbarer Wahrnehmung verfremdet – ein Effekt, der im Prozess des Lesens noch potenziert wird.

Installationskunst schließlich ist besonders geeignet, Räumlichkeit zu problematisieren und Räume unbekannt zu machen, wie Julia Weber von der FU Berlin zeigte: Etwa wenn Künstler wie Rachel Whiteread oder Gregor Schneider das Innere von Häusern nach außen kehren beziehungsweise Häuser derart umbauen, dass Räume auf den ersten Blick zwar gewöhnlich erscheinen, auf den zweiten Blick aber kaum benutzbar sind, weil beispielsweise der Zugang nur durch eine kleine Luke möglich ist, Fenster nur noch Illusionen sind oder die Proportionen nicht mehr stimmen. Das Staunen und/oder Unbehagen des Betrachters angesichts des verfremdeten „Heimes" lassen das „Unheimliche" der Faszination besonders deutlich werden – ein inspirierender und zugleich verstörender, eben: faszinierender Schlusspunkt vor der Heimreise.

Lena Henningsen ist Juniorprofessorin für Sinologie an der Universität Freiburg und seit 2013 Mitglied der Jungen Akademie. Sibylle Baumbach, Juniorprofessorin für Anglistik an der Universität Mainz, gehört seit 2011 der Jungen Akademie an. Die evangelische Theologin Katharina Heyden, Junge-Akademie-Mitglied seit 2012, hat eine Professur für Kirchengeschichte an der Universität Bern inne.

EIN ORT DER BILDUNG?

Universitäten im Wandel: Eine Tagung der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ beleuchtete Inhalt und Wert, Theorie und Praxis des universitären Bildungsbegriffs

TEXT CORNELIS MENKE

Das universitäre Studium hat sich im 21. Jahrhundert durch Reformen merklich gewandelt. In vielen Fächern sind neue Abschlüsse an die Stelle der alten getreten; die Zahl der Studiengänge ist stark angestiegen; Berufsbefähigung wurde als ausdrückliches Studienziel etabliert. Die anhaltenden Reformbemühungen werfen die Frage nach dem Stellenwert von (universitärer) Bildung auf – was genau Bildung ist und worin ihr Wert liegt.

Einen Beitrag zur Verständigung über den Wert von Bildung zu leisten, war das Ziel der Tagung „Die Universität als Ort der Bildung? Perspektiven für das 21. Jahrhundert“, zu der die AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ Anfang Juli nach Berlin eingeladen hatte. Konzipiert wurde die Tagung von den AG-Mitgliedern Cornelis Menke und Sibylle Baumbach gemeinsam mit dem emeritierten Berliner Bildungsforscher Heinz-Elmar Tenorth, dem Bielefelder Wissenschaftsphilosophen Martin Carrier und Thomas Lüttenberg, Leiter des International Office der Universität Bielefeld.

Worin besteht der Wert der Bildung durch Forschung?

Im Zentrum standen Bildungsbegriffe und Möglichkeiten, sie zu realisieren: Welche Fähigkeiten und welches Wissen können und sollen Universitäten vermitteln? Worin besteht der Wert von Bildung durch Forschung, und wie realistisch ist dieses Ziel in Gegenwart und Zukunft? Welche Ziele und welches Bildungsideal sind mit der Gründung von University Colleges in Europa verbunden? Welche Erfahrungen gibt es bereits, und wie sind die Perspektiven dieser Institutionen? Worin liegt schließlich der Wert des internationalen Austausches, sowohl für die Studenten als auch für die Universitäten selbst?

Die Tagung wollte Bildungstheorie und -praxis zusammenbringen. Zu Beginn beleuchteten Heinz-Elmar Tenorth und sein Berliner Kollege Dietrich Benner die Vielfalt an Konzeptionen, die sich unter den Formeln „Bildung durch Forschung“ und „Bildung durch Wissenschaft“ versammeln: Sie reichen von der Teilhabe an fachlicher Ausbildung über die Teilhabe an der wissenschaftlichen Gemeinschaft bis zur modernen Konzeption „forschenden Lernens“. Der Münchner Philosoph Julian Nida-Rümelin kritisierte die Akademisierung der Bildung und die immer weiter steigende Studierendenquote: Die Bevorzugung der akademischen Bildung, die darin zum Ausdruck komme, habe das Potenzial, die akademische sowie die duale berufliche Bildung zugleich zu beschädigen.

Der Frage nach den Perspektiven von University Colleges an europäischen Universitäten widmeten sich drei Vorträge. Konstantin von Freytag-Loringhoven aus Rostock beschrieb Geschichte und Funktionen der amerikanischen Colleges – der Liberal Arts Colleges einerseits, der Junior oder Community Colleges andererseits – und vertrat die These, das amerikanische Modell lasse sich kaum auf Europa übertragen. Wolfgang Freitag und Carl Matthias Kaiser stellten zwei europäische University Colleges vor: Freitag das neugegründete *University College Freiburg*, das einen vierjährigen Bachelor-Studiengang „Liberal Arts and Sciences" anbietet, Kaiser das *Centre for the Study of the Sciences and the Humanities* an der Universität Bergen in Norwegen, das einen Schwerpunkt auf Fragen zu den Beziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft legt.

Die Bedeutung der Internationalisierung beleuchtete schließlich Britta Baron, Alberta, aus der Perspektive nordamerikanischer Universitäten. Sie betonte, dass internationale Kooperation ein Wert an sich sei, der freilich zunehmend von Universitäten zugleich zur Stärkung der eigenen „Marke" genutzt werde. Internationalisierung und Globalisierung wirkten als Katalysatoren für Veränderungen an den Universitäten – sei es, dass Einblicke in die Bedingungen im Ausland einen neuen Blick auf die eigene Praxis erlaubten, dass Kooperationen zur Angleichung von Strukturen führten oder dass schlicht der Konkurrenzdruck Entwicklungen vorantreibe.

Cornelis Menke, seit 2010 Mitglied der Jungen Akademie, ist Wissenschaftsphilosoph und Dilthey Fellow an der Universität Bielefeld.

Wilhelm von Humboldt: Tragen seine Ideale auch im 21. Jahrhundert?

FOTO: WIKIPEDIA/GEMEINFREI

ARABISCH-DEUTSCHER THINKTANK

Was genau ist und was macht die Arab-German Young Academy of Sciences and Humanities, kurz AGYA? Fragen an die Junge-Akademie-Alumna Verena Lepper, Präsidentin und Mitgründerin der AGYA

INTERVIEW ULRICH PONTES

Die Präsidentin freut sich über einen gelungenen Start: Verena Lepper bei der AGYA-Eröffnungskonferenz auf deutscher Seite Ende Juni in Berlin

JAM: 2013 wurde die AGYA in Qatar offiziell gegründet, 2014 erreichte sie bei einer Konferenz in Deutschland ihre Zielgröße von 50 Mitgliedern. Aber wie kam es überhaupt so weit?

Verena Lepper: Das hat sich nach und nach ergeben, aus der Arbeit der Jungen Akademie (JA) heraus. Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) hat uns 2009 nach Amman eingeladen, ich fuhr für die JA hin. Dort hörte ich von der Arab World Academy of Young Scientists und nahm Kontakt auf. Da internationale Kooperationen für die JA eine wichtige Rolle spielen, hatten Kirill Dmitriev, der dann auch zur JA stieß, und ich die Idee, arabische Nachwuchswissenschaftler nach Deutschland einzuladen. Ende 2010 verschickten wir die Einladung und hatten im Sommer 2011 35 Nachwuchswissenschaftler aus zehn Nationen für drei Tage in Berlin zu Gast. Eine Gegeneinladung folgte, und so entstand unter marokkanischer Sonne – aus der Frage, wie es weitergehen kann, und im Gespräch mit Klaus Lucas, dem Vizepräsidenten der BBAW – die Idee für eine bilaterale Junge Akademie, übrigens die erste weltweit.

JAM: Eine Idee, die neben Begeisterung sicher auch Geld brauchte.

Lepper: Genau. Mein arabischer Kollege Alaa el-Sadek und ich kamen überein, nach Finanzierungsmöglichkeiten zu suchen. So habe ich hier in Berlin bei verschiedenen Anlässen von unserer Idee erzählt. Allmählich wurde deutlich, dass wir einen Großantrag beim BMBF stellen können. Der erfolgreich war, weil das BMBF unsere Idee, eine Art arabisch-deutschen Thinktank zu etablieren, interessant fand. Mein arabisches Gegenüber hat unterdessen erfolgreich mit arabischen Stiftungen verhandelt, unter anderem mit der Qatar Foundation. Dort reicht man allerdings nicht einfach einen Antrag ein, sondern der persönliche Kontakt ist entscheidend – das „Teetrinken". Irgendwann kam also die Nachricht: Wir sind jetzt so weit. Daraufhin sind Kirill und ich zu Verhandlungen in den Golf gereist. Es folgte eine Serie von Telefonkonferenzen, gerne auch sonntagmorgens ... und irgendwann war die Zusage erfreulicherweise da. Übrigens ist aber auch nichtmonetäre Unterstützung wichtig. Hier sind wir für unser starkes Advisory Board dankbar: einen Beirat mit zehn hochrangigen Persönlichkeiten, die große Forschungs- und Wissenschaftsinstitutionen in Deutschland und der arabischen Welt repräsentieren.

FOTO: AGYA/JUDITH AFFOLTER

JAM: Wie setzt sich die Akademie zusammen?

Lepper: Wir haben nach Vorbild der deutschen Jungen Akademie 50 Mitglieder, jeweils für fünf Jahre ernannt. 25 kommen aus Deutschland, 25 aus der arabischen Welt, alle sind bereits seit drei bis zehn Jahren promoviert. Hauptkriterium war ganz klar die wissenschaftliche Exzellenz, erst in zweiter Linie haben wir eine möglichst ausgewogene Länder- und Fächerverteilung angestrebt. Tatsächlich sind 16 von 22 arabischen Staaten vertreten, eine extrem gute Quote. Arabische beziehungsweise deutsche Sprachkenntnisse haben wir ausdrücklich nicht verlangt – unsere Arbeitssprache ist Englisch. So gibt es unter den Mitgliedern neben klassischen Fällen wie dem Islamwissenschaftler, dem ehemaligen DAAD-Stipendiaten oder dem am arabischen Raum interessierten Politikwissenschaftler genauso auch den Ingenieurwissenschaftler, den Biologen und den Historiker, der sich mit ganz anderen Regionen beschäftigt – eine breite Fülle von Charakteren!

JAM: Wie geht die Arbeit konkret vonstatten?

Lepper: Die Mitglieder haben als zentrales Element fünf interdisziplinäre Arbeitsgruppen gegründet, in denen sie jetzt am jeweiligen Thema gemeinsam arbeiten. Eine Arbeitsgruppe beschäftigt sich etwa mit Energie und Umwelt, eine andere mit den gemeinsamen arabisch-deutschen kulturellen Wurzeln. Unterstützt wird die inhaltliche Arbeit von zwei Büros in Berlin und Bahrain aus. Auf deutscher Seite sind wir als eigenständiges Projekt bei der BBAW organisiert. Dabei stellt die AGYA im Wesentlichen die Infrastruktur zur Zusammenarbeit bereit: Zum einen Online-Plattformen, über die wir uns regelmäßig austauschen können, vor allem aber auch ein sehr großzügiges Reisebudget. Es ermöglicht, dass alle Mitglieder sich bis zu fünfmal im Jahr treffen können: zu jeweils einer Plenarveranstaltung in Deutschland und in einem arabischen Land sowie zu mehreren Arbeitsgruppensitzungen an verschiedenen Orten.

JAM: Wie sehr spielt die Politik in die Akademie hinein?

Lepper: Wir haben keine politische Agenda und sind frei in der inhaltlichen Gestaltung unserer Arbeit. Über Themen und Aktivitäten der Arbeitsgruppen entscheiden allein die Mitglieder, alles ist möglich. Als diejenige, die die Anträge geschrieben hat, muss ich sagen: Natürlich macht man sich im stillen Kämmerlein Gedanken, welche Themen sich für solch eine bilaterale Akademie eignen können – aber wenn das Ganze dann mit Menschen und Leben erfüllt wird, ist es doch etwas anderes. Die Diskussionen und Ideen kann man nicht vorhersehen, das hat sich auch für mich hoch spannend entwickelt.

Natürlich werden wir uns hochschul- und wissenschaftspolitisch äußern – eine AG beschäftigt sich explizit mit den Hochschulsystemen. Eine andere AG hat politische Transformation als Thema. Sie plant ein Policy Paper zu veröffentlichen, das beispielsweise diskutiert und bewertet, welche Rolle Deutschland im Transformationsprozess für Wissenschaftler in den arabischen Ländern spielt, und auch Empfehlungen zu diesem Themenkreis ausspricht. Zudem war bei der Auswahl der Mitglieder besonders dem Advisory Board wichtig, dass die Bewerber auch Führungsqualitäten und gesellschaftliche Verantwortung erkennen lassen. So hatten zwei unserer arabischen Mitglieder bereits Angebote für Ministerposten. Langfristige Wirkungen in die Politik sind also keinesfalls auszuschließen. Und auch jetzt nimmt uns die Politik schon aufmerksam wahr: Der deutsche Bundesaußenminister hat uns angefragt, ihn bei seiner Reise in den Libanon, die Vereinigten Arabischen Emirate und nach Qatar zu begleiten. So konnte ich – im Frühsommer, noch vor der ersten deutschen Plenumssitzung – die AGYA in diesem Kontext vertreten und vorstellen. Ich denke also, man wird in mancher Hinsicht noch von uns hören. Ziel ist aber ganz klar die interdisziplinäre Arbeit an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft!

JAM: Das ist ganz analog zur Jungen Akademie. Unterscheidet sich die Arbeit denn auch in mancher Hinsicht?

Lepper: Natürlich ist das inhaltliche Profil anders, aber auch deutlich international geprägt. Deshalb lassen sich nicht einfach die Strukturen der JA kopieren, auch wenn diese in vielem Vorbild waren. Als Wissenschafts- und Kulturbotschafter sind deutsche und arabische Mitglieder nun gemeinsam bilateral tätig. Auch in ganz alltäglichen Dingen erleben wir die Differenz. Beispielsweise gibt es gläubige Muslime unter den Mitgliedern, und so stellen wir ganz selbstverständlich auch bei Treffen in Deutschland einen Gebetsraum zur Verfügung und achten darauf, dass es beim Essen immer eine Halal-Option gibt, die den mulimischen Speisegeboten entspricht.

FORSCHER UND PRAKTIKER VEREINT

Blick ins Ausland: In Schottlands Junger Akademie treffen Wissenschaftler auf Unternehmer, Fachkräfte und zivilgesellschaftliche Akteure

TEXT LESLEY CAMPBELL UND SAM WEBB | ÜBERSETZUNG MANUEL TRÖSTER

Die *RSE Young Academy of Scotland,* kurz YAS, wurde 2011 von der *Royal Society of Edinburgh* gegründet. Inspiriert durch Junge Akademien in Kontinentaleuropa, sollte sie fähigen und erfindungsreichen jungen Unternehmern, Fachkräften und Akademikern eine Plattform bieten, um gemeinsam Einfluss zu nehmen und zentrale gesellschaftliche Fragen in Schottland und darüber hinaus anzugehen. Mitglieder werden für fünf Jahre gewählt; ihre Zahl liegt nach der kürzlich erfolgten Aufnahme einer dritten Kohorte nun bei 156.

Die YAS ist einzigartig in ihrem interdisziplinären Ansatz: Neben Mitgliedern aus verschiedenen wissenschaftlichen Fächern schließt die schottische Junge Akademie auch Praktiker ein, deren Hauptinteressen außerhalb der Wissenschaft liegen. Teilchenphysiker und Biologen kommen so zusammen mit Ärzten, Beamten, Unternehmern und Vertretern wohltätiger Organisationen. Die Einbindung von Praktikern hat nicht nur eine Erweiterung des Aufgabenspektrums der YAS ermöglicht, sondern auch die Wissenschaft gegenüber einem breiteren Publikum und einer größeren Bandbreite von Kooperationspartnern geöffnet. Die schottische Junge Akademie hat sich von Beginn an um Mitglieder bemüht, die nicht allein besondere Leistungen in der interdisziplinären Arbeit vorweisen können, sondern darüber hinaus auch zum Wohl der Allgemeinheit beitragen möchten.

Mit einem Fokus auf die zentralen Themen Wissen, Beschäftigung, Junge Menschen sowie Gesundheit und Wohlergehen organisiert die YAS ihr Programm in einer Reihe von Arbeitsgruppen. Die Vielfalt und Motivation ihrer Mitglieder hat sich bereits in etlichen Veranstaltungen und Projekten gespiegelt. So brachte zum Beispiel ein Workshop über den Umgang mit Hass und Gewalt engagierte Bürger, Polizeikräfte, Mitarbeiter der zentralen und lokalen Verwaltung sowie verschiedene örtliche Interessengruppen zu einem Erfahrungsaustausch über die Herausforderungen zusammen, denen sich Schottlands unterschiedliche Bevölkerungsgruppen gegenübersehen.

Einige der Arbeitsgruppen konnten bereits erste spannende Ergebnisse erzielen und so dazu beitragen, die YAS innerhalb Schottlands als eine einflussreiche und engagierte Organisation zu etablieren:

Research the Headlines: Eines der bislang erfolgreichsten und andauernden Projekte der YAS ist die Webseite researchtheheadlines.org. Dieser beliebte Blog nutzt die multidisziplinäre Zusammensetzung der schottischen Jungen Akademie, um von fachkundiger und zugleich unabhängiger Warte zu analysieren, wie Zeitungen Forschung diskutieren und darstellen. Seit seinem Start im August 2013 hat der Blog Themen von der Wettervorhersage über Lesen und Schreiben bis hin zu Diabetes behandelt. Zum ersten Jahrestag seines Bestehens findet ein Wettbewerb für Grundschulen und Universitäten statt, der Schülern und Studenten Gelegenheit bietet, eigene Beiträge über die Darstellung von Forschung in den Medien zu schreiben. Zur Vorbereitung veröffentlicht der Blog in 14-tägigem Rhythmus praktische Tipps, beginnend mit: „Höre nicht bei der Schlagzeile auf."

Excellence in Education: Ende 2013 konzipierten und nahmen Mitglieder der YAS zwölf Videos auf, um sie als Ergänzung zum nationalen Lehrplan im Bereich Rechnen zur allgemeinen Verfügung zu stellen. Diese Videos zeigen, wie YAS-Mitglieder Rechenfertigkeiten im beruflichen und privaten Alltag nutzen. Lernende erfahren beispielsweise, wie der Kardiologe Marc

FOTOS: YAS

RSE YOUNG ACADEMY OF SCOTLAND

Dweck Berechnungen bei der Diagnose und Behandlung von Herzinfarkten vornimmt oder wie die Astrophysikerin Catherine Heymans Kalkulationstabellen beim Kauf eines neuen Mobiltelefons verwendet. Alle Videos sind auf der Website und im YouTube-Kanal der YAS verfügbar.

Schottlands Verfassungsreform: Besonders bedeutsam für Schottland ist in diesem Jahr das bevorstehende Referendum über die schottische Unabhängigkeit. Um dem öffentlichen Wunsch nach einer Darstellung der zentralen Fakten nachzukommen und eine fundierte Entscheidung am Abstimmungstag zu ermöglichen, organisierte die YAS zusammen mit dem David Hume Institute eine Reihe von Veranstaltungen. Führende Politiker aus allen fünf im schottischen Parlament vertretenen Parteien wurden eingeladen, über die Auswirkungen eines Verfassungswandels zu sprechen. Mitglieder der YAS und des schottischen Jugendparlaments bekamen die Aufgabe, besonders wichtige Fragen zu identifizieren. Daraus entstand ein offener Brief mit der Aufforderung an die fünf Parteienvertreter, diese wichtigen Fragen anzusprechen. Zusammen mit Berichten über die einzelnen Veranstaltungen ist dieser Brief in einer Broschüre auf der YAS-Website zugänglich.

Diese Beispiele zeigen, welch großes Spektrum die schottische Junge Akademie dank der Vielfalt ihrer Mitglieder abdecken kann. Nimmt man laufende Projekte zu offenen Daten, Gesundheitskommunikation und Informatik an Schulen hinzu, so wird deutlich, wie die YAS ihren Zielen zum Wohl der Allgemeinheit näher kommt. Mithilfe ihrer Verbindungen zu schottischen und internationalen Organisationen wird die schottische Junge Akademie diese Projekte fortentwickeln und ihre Tätigkeitsfelder weiter ausdehnen.

Komponistin und YAS-Mitglied Jane Stanley steht bei einem Treffen in Aberdeen neben einem Aufstellbanner, das weitere Mitglieder zeigt

Mitglieder der YAS in der George Street, Edinburgh – ganz in der Nähe der Sitzes der Royal Society of Edinburgh

Lesley Campell ist Geschäftsführerin, Sam Webb Assistent der Geschäftsleitung der RSE Young Academy of Scotland.
Informationen und Kontakt: www.royalsoced.org.uk

TERMINE 2014/2015

Rückblick

28. März
„Chancengleichheit: Anforderungen an Programme und Initiativen in der Wissenschaftsförderung“
Vorstellung des Positionspapiers der Jungen Akademie (JA) „Personalstruktur als Schlüssel zu leistungsfähigeren Universitäten“ beim Workshop des Gesprächskreises Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Wissenschaft.
Berlin

25. April
Die JA zu Gast beim Kuratorium der Humboldt-Universität zu Berlin
Vorstellung des Positionspapiers „Personalstruktur als Schlüssel zu leistungsfähigeren Universitäten“ durch die AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“.
Berlin

1. Mai
„Puppen fragen – Wissenschaftler antworten“
Mit Sibylle Baumbach und Gordon Kampe.
Halle/Saale

2. Mai
Die JA zu Gast beim Deutschen Hochschulverband
Teilnahme der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ an einem Austausch über die künftige Personalstruktur des wissenschaftlichen Nachwuchses.
Bad Godesberg

2. bis 3. Mai
„Zum Brüllen!“
Interdisziplinäres Symposium über das Lachen – siehe Bericht Seite 36.
Essen

5. bis 8. Mai
„Water Issues and Ecological Sustainability in Areas of Urbanization“
Symposium der Jungen Akademie in Kooperation mit der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina und der Brasilianischen Akademie der Wissenschaften.
São Carlos (Brasilien)

10. Mai
Die JA zu Gast bei der Studienstiftung
Informationstagung „Wissenschaft und Beruf“: JA-Mitglieder beraten Studierende zum Einstieg in eine wissenschaftliche Laufbahn.
Köln

28. Mai
Die JA zu Gast beim Wissenschaftsrat (Ausschuss Tertiäre Bildung)
Einladung zu einer Anhörung zum Thema gute wissenschaftliche Praxis.
Köln

30. bis 31. Mai
„‚To Boldly Go Where No Man Has Gone Before.‘ Die Fazination des Unbekannten: Raum“
Tagung der AG „Faszination“ – siehe Bericht Seite 42.
Berlin

Rückblick	10. Juni	**„Neue Wege im deutschen Hochschulsystem“** Tagung der Jungen Akademie in Zusammenarbeit mit dem Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. – siehe Bericht Seite 34. *Berlin*
	27. Juni	**Erstes Alumni-Treffen der Jungen Akademie** *Berlin*
	4. bis 5. Juli	**„Die Universität als Ort der Bildung? Perspektiven für das 21. Jahrhundert“** AG-Tagung „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ – siehe Seite 44. *Berlin*
	6. bis 10. Juli	**„4. Deutsch-Russisches Forum junger Wissenschaftler“** Tagung der JA in Zusammenarbeit mit der Leopoldina, der Russian Academy of Sciences und dem Council of Young Scientists of the Russian Academy of Sciences. *St. Petersburg (Russland)*
	17. bis 24. August	**Sommerakademie mit der Studienstiftung** Einwöchige, von Mitgliedern der Jungen Akademie gestaltete Sommerakademie für Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes. *Schloss Salem, Bodensee*
Ausblick	16. bis 18. Oktober	**Ideenwerkstatt** *St. Goar*
	6. bis 7. November	**„Wachstum ohne Alternativen?“** Workshop der AG „Nachhaltigkeit“. *Berlin*
	14. bis 16. November	**„Institutionen auf Probe – Testing Institutions“** Tagung der AG „Kunst als Forschung?“ mit Pirkko Husemann, Bernhard Herbordt/ Melanie Mohren und Silja Klepp *Hildesheim*
	24. Januar 2015	**„Salon Sophie Charlotte 2015“** Gastgeberbeitrag der Jungen Akademie. *Berlin*
	17. bis 19. Februar 2015	**„The Future of Research In a Digital Age“** Gemeinsames interdisziplinäres Symposium der JA und der Israel Young Academy. *Israel*

Aktuelle Informationen zu den Veranstaltungen jederzeit unter: www.diejungeakademie.de/veranstaltungen

WAS MACHT EIGENTLICH … KATJA WINDT?

Es gibt ein Leben nach der Jungen Akademie – deshalb kommen an dieser Stelle Ehemalige zu Wort

1. Ist Freude für deine Arbeit wichtig? Sollte sie es sein?
Ja, auch wenn man mal schwierigere Zeiten durchstehen muss. Freude an der Arbeit gibt mir die Motivation, die ich brauche.
2. Was an deiner Arbeit macht dir Freude?
Selbst gestalten zu können.
3. Was war der größte Erfolg der Menschheit?
Die Erkundung des Weltalls und die Erkenntnis unserer Galaxie.
4. Wenn du morgen stürbest, auf was von dem, was du erreicht hast, wärest du stolz?
Meine Kinder.
5. Was von dem, was du erforschst, ist relevant für die Menschheit?
Produktionsoptimierung (Produkte schneller, termintreuer und kostenorientiert zu produzieren).
6. Was rätst du einem Doktoranden?
Die mögliche Anwendung der Forschungsergebnisse mit zu überlegen.
7. Was rätst du einem Professor?
Auch ein guter Lehrender zu sein.
8. Was war der größte Fehler der Menschheit?
Das Potenzial von Diversität zu unterschätzen.
9. Was braucht das deutsche Wissenschaftssystem?
Wettbewerb, denn dieser spornt zu Bestleistungen an.
10. Sollte man die Universitäten abschaffen?
Nein, denn Universitäten und Forschungsinstitute treiben den Fortschritt.
11. Was hat deine Universitäts- bzw. Forschungskarriere aus dir gemacht?
Sie hat dazu geführt, dass ich kritischer und eigenständiger denke.

ZUR PERSON

Katja Windt, Jahrgang 1969, war von 2004 bis 2009 Mitglied und von Juni 2006 bis Juni 2007 Sprecherin der Jungen Akademie. Die Professorin für Global Production Logistics ist seit Februar 2014 Präsidentin und Geschäftsführerin der Jacobs University in Bremen.

12. Was hat die Junge Akademie mit dir gemacht?
Sie hat mir transdisziplinäre Ansätze in meiner Forschung eröffnet.
13. Hast du etwas zu sagen?
Bis zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist es noch ein weiter Weg.
14. Was sind deine letzten Worte?
Es geht weiter vorwärts …

FOTO: PRIVAT

LANGEWEILE IN STOCKPHOTOGRAPHY EXPERIMENT STIMMT MIT THEORIE ÜBEREIN ALS ERWACHSENER HABE ICH DIE LANGEWEILE KENNENGELERNT KURZE (WISSENS)GESCHICHTE DER EKSTASE FUSSNOTEN MEDITATION ALS VORAUSSETZUNG FÜR EKSTASE? FINANZEN EKSTASE = KURZWEILE? HAT MIT EKSTASE ODER IHREM GEGENTEIL NICHTS ZU TUN – PASST DAS AUF DIE RÜCKSEITE?, IST ES DIE KEHRSEITE? IST EKSTASE PRODUKTIV? ZEITERFAHRUNG GIBT ES LANG ANDAUERNDE EKSTASE? ZEITÖKONOMIE (WIE) LÄSST SICH EKSTASE NEUROLOGISCH NACHWEISEN – UND LANGEWEILE? URSACHEN FÜR DAS GEFÜHL DER LANGEWEILE? TANZ KULTURELL BEDINGT DURCHBRUCH ZWISCHEN DEN ENTDECKUNGEN SPANNEND ZEITSTRUKTURIERUNG/ÖKONOMISIERUNG ERFOLG EREIGNIS(-LOSIGKEITEN) IN DER KUNST SPASS WAS IST EIN EREIGNIS? ETWAS SCHAFFEN IST SELTEN GEWORDEN WEGEN DES INTERNETS GRENZEN SPRENGEN GUT FÜR FORSCHUNG (MAN KANN BEI VORTRÄGEN GUT ARBEITEN UND KOMMT AUF IDEEN) MUSIK INSTITUTSSITZUNGEN LIEBE BEWERBUNGEN FÜR SUMMER- (...)SHIPS AUS INDIEN NEUE DATEN WARUM IST UNS LANGWEILIG? FELDFORSCHUNG IN NEUEN LÄNDERN IST LANGEWEILE „ECHTES“ ZEITGEFÜHL? IST LANGEWEILE PRODUKTIV? EINTÖNIGKEIT KEINE HERAUSFORDERUNG IMMER SCHLECHT? ALTE DATEN UND AUFGESCHOBENE PUBLIKATIONEN BÜROKRATISIERUNG DER HOCHSCHULEN UNPROFESSIONELL GELEITETE SITZUNGEN REZENSIONEN SCHLECHTE HAUSARBEITEN KONTROLLIEREN

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.

Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle
Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 20370–650
Fax (030) 20370–680

E-Mail office@diejungeakademie.de
Internet www.diejungeakademie.de